

ANNÄHERUNG:

RÄUME SCHAFFEN



UnAuf



AB **19⁹⁰**
€ MTL*

JETZT WIRD'S PINK!

**WIR SCHENKEN DIR DIE
AUFNAHMEGEBÜHR***

**CARDIO- & KRAFTGERÄTE • EGYM-FITNESS • LESMILLS-KURSE
BOOTY BUILDER • CYCLING • JUMPING • SAUNEN • SOLARIUM**

Pink

FRAUEN FITNESS

**FITNESS
WELLNESS
WOMEN ONLY**

WWW.PINKFRAUENFITNESS.DE

*Gültig für die Mitgliedschaften Classic, Premium, Mastercard bis 31.12.2019. Nicht für die Mitgliedschaften 19,90€ M (12M) und 29,90€ M (24M) gültig. Nicht für die Mitgliedschaften 19,90€ M (12M) und 29,90€ M (24M) gültig. Nicht für die Mitgliedschaften 19,90€ M (12M) und 29,90€ M (24M) gültig. Nicht für die Mitgliedschaften 19,90€ M (12M) und 29,90€ M (24M) gültig.

Liebe Leser*innen,

als sich die gerade frisch gewählte Chefredaktion an einem sonnigen Herbsttag in einem Café in Prenzlauer Berg traf, stellte sich die Frage, worum sich unser erstes Heft drehen sollte. Geprägt von den Geschehnissen des vergangenen Jahres und den naiven, großen Ambitionen einer jungen, unerfahrenen Redaktion kam uns natürlich sofort die leuchtende Idee: Israel-Palästina. Wir malten uns aus: Was wäre, wenn wir in einigen Jahren zurückblicken würden und feststellen müssten, dass die UnAuf nie ein Heft herausgebracht hatte, das sich umfassend und explizit nur mit dem Nahost-Konflikt beschäftigte? Wir waren der Meinung: Der Zeitpunkt, so ein Heft herauszubringen, sei jetzt und es sei fast schon unsere „journalistische Pflicht“, dies zu tun. Das stellte sich zur großen Überraschung aller (eigentlich nicht) als etwas pathetisch und zudem nicht ganz umsetzbar heraus. Um dem Heft unter dem Schirm des Themas Israel-Palästina noch einen konstruktiven „Touch“ zu geben, sollte es mit dem Titel Annäherung nicht ausschließlich die politische Spaltung, Gewalt, Antisemitismus und Rassismus behandeln, sondern die Geschichten von Orten, Initiativen,

Projekten und Personen erzählen, die über die Grenzen der politischen Lager hinweg eine Möglichkeit für Annäherung und Diskurs schaffen. Als wir unsere Idee präsentierten, bekamen wir gemischte Gefühle einer Redaktion zurück, die aus vielen neuen Gesichtern bestand. Also weiteten wir unseren Heftschwerpunkt auf jegliche sowohl politische als auch gesellschaftliche Annäherung aus. Das Ergebnis sind Artikel, die sich mit Musik in der israelisch-palästinensischen Barenboim-Said Akademie, der Kulinarik des israelisch-palästinensischen Restaurants Kanaan und einem israelisch-palästinensischen Comic-Projekt beschäftigen. Es geht aber auch um Annäherung, die nicht explizit im Schatten des Nahost-Konfliktes stattfindet, sondern zwischen Vätern und Söhnen, Müttern und Töchtern, Fremden im Internet oder innerhalb der Kulturszene, die durch die Kulturkürzungen des Berliner Finanzhaushalts in Theatern, Kinos und in der Clubszene bedroht ist. Auch wenn wir uns in den letzten Wochen nicht nur, wie anfangs gedacht, mit den politischen Lagern des Nahost-Konfliktes beschäftigt haben, sondern mit zwischenmenschlichen Beziehungen und

vielleicht auch zu einem gewissen Teil mit Auswegen aus der Einsamkeit, die uns vor allem in den Wintermonaten, aber auch das restliche Jahr über irgendwie alle betrifft: dieses Heft beinhaltet wie auch vergangene Hefte die Spuren des Nahost-Konfliktes. Spuren, die die gegenwärtige Relevanz zeigen, über ihn zu schreiben.

Eure Chefredaktion –
Kristin Ngozi Okafor, Hannah Isabella Schlünder, Anne Marie Patzke und Nora Rauschenbach sowie die gesamte UnAuf-Redaktion.



Inhalt

6. On serenity in troubled times
7. Friedenspolitik von unten
8. „Make Hummus, not war“
10. Hagar Gal von Civil Watch Against Antisemitism: „They feel comfortable marking my house and my friends“
12. Die Perspektive erweitern: Ein Comic-Projekt befragt Betroffene des israelisch-palästinensischen Konflikts
14. Von der Musik zur Menschlichkeit – die Barenboim-Said Akademie im Zeichen des Dialogs
16. Sich einschreiben – Eine Buchrezension zu „Dichten gegen das Vergessen. Lyrikerinnen aus zwei Jahrtausenden“

Campus

18. Utopie vs. Realität: Die Herausforderung eines gemeinsamen digitalen Raums
20. Tacheles HU: „Wir wollen niemanden mit dem Antisemitismusfinger brandmarken.“
22. Gebet ohne Gebetsraum. Fünf Gespräche mit muslimischen Student*innen
24. „Wer ist an Weihnachten ganz allein?“ Eine ehemalige Ballerina über Annäherung

Leben

26. Post aus Paris
28. Eine leere Stadt. Die möglicherweise fatalen Folgen der Kulturkürzungen in Berlin
30. O Tannenbaum, O Tannenbaum: Zuhause bei Mama an den Feiertagen

Impressum

UnAufgefordert.

Die unabhängige Studierendenzzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin.

Herausgeber: Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefordert e.V.

Humboldt-Universität zu Berlin

Unter den Linden 6

10099 Berlin

Chefredaktion: Hannah Isabella Schlünder, Kristin Ngozi Okafor, Anne Marie Patzke und Nora Rauschenbach

Schlussredaktion: Mara Buddeke, Jakob Gerstberger, Pauline Berghaus, Andreas Stein, Emely Stache, Justin Geiger, Mia Elsner, Tobias Würtz, Martin Mühl, Tabea Mander, Hannah Isabella Schlünder, Kristin Ngozi Okafor, Anne Marie Patzke, Nora Rauschenbach

Kontakt: chefred@unauf.de

Anzeigen: werbung@unauf.de

Layout und Gestaltung: Fernanda Candas

Illustrator*innen: Lucia Maluga, Pauline Berghaus, Lotte Koterewa, Carolin Dudakow, Susanne Uitz

Titelbild: Valentina Corredor, Fernanda Candas

Druck: Gemeindebriefdruckerei, Eichenring 15a, 29393 Groß Oesingen

Auflage: 2.000

Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung. Die Redaktion behält sich vor, Leser*innenbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 18.12.2024

Die UnAufgefordert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige und professionelle Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus-Press Award als beste deutschsprachige Studierendenzzeitung verliehen.

UnAufgefordert online: www.unauf.de

Offene Redaktionssitzung: Jeden Montag im Semester (jeden zweiten Montag in der vorlesungsfreien Zeit), 18.30 Uhr

On serenity in troubled times

Noah (er/ihm), 25, Bachelor Philosophie und Englisch

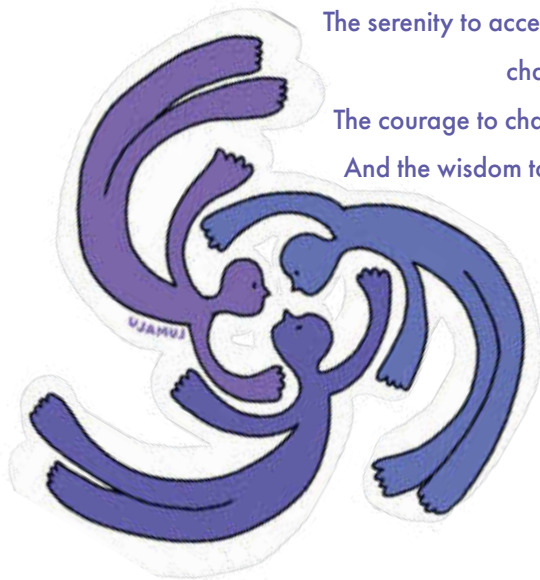
As the year nears its end, reflecting on its highs and lows, and the lessons these brought, exposed a pervasive issue that prevents reconciliation wherever I look. But to be able to make better sense of the world around us it's often most helpful to look within. The following is such an attempt.

A proper translation of the German word *Annäherung* into English proved to be more difficult than I had anticipated. Reading Kurt Vonnegut swayed me to choose *reconciliation*. As many others before me, I started with arguably his best known work: "Slaughterhouse Five". Through it I first encountered the "serenity prayer", one that some past or current participants of Alcoholics Anonymous may be familiar with. It goes like this:

God grant me

The serenity to accept the things I cannot
change

The courage to change the things I can
And the wisdom to tell the difference.



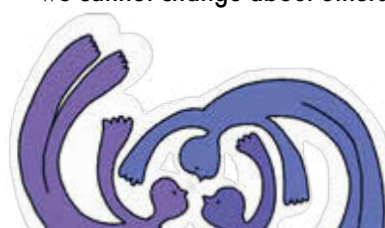
Irrespective of God's role in the matter of things, the words stuck with me. In a tumultuous year like the one we've been having, perhaps the second line has proven to be the most difficult for many of us, in particular as it provides a necessary condition for both the third and fourth. But this year, another moment made me better understand a particularly powerful application.

In August, I attended the opening of an exhibition for a friend of a friend's photography work. Part of the exhibition was an hour-long documentary about the photographer's relationship to his estranged father, who spent most of his son's childhood in jail for murder. I don't wish to go into more detail about the film, except for one scene which

deeply moved me. It exposed something about the relationship to my own father; a fundamental truth that many of us accept but do not understand – as clear a distinction as that which exists between those who may sympathize with others and those who risk being buried under the oppressive burden of empathy.

My filmmaker friend traveled with the photographer to a small village in Turkey, the birthplace of the latter's father. In the film, interviews were shown with his paternal grandmother, who exposed a deeper, troubling truth about her son: the suffering the entire family experienced at the hand of his father. Your first gut reaction might be to jump immediately to the thought: "But that does not excuse his own later behavior! Neither his failure as a father nor as a human being." And I agree. In particular, the crimes this man committed later in life are his own. But to his son it had exposed a deeper, truly flawed human being.

Many of us hide behind concepts, abstractions of people in our lives. Categorizations that may lead us astray in our opinion of these people, prove detrimental to the ability to find the serenity we might so yearn for. For years much of my relationship to my father was in a sense shaped by some "mold" I hoped to fit him into; one that is endowed with its own "typical" characteristics a father should exhibit. Many of us do this to rationalize our own feelings of others. As many regions are engulfed in war, this process of abstraction carries with its dangerous implications for the "other". In both cases we effectively "dehumanize" those who – when we properly perceive them – seem to all be victims of that utmost insurmountable state of affliction: to be human. For many of us we will only be able to find the serenity we crave when we understand that much of what we cannot change about others is this fundamental truth.



Friedenspolitik von unten

Tobias Würtz (er/ihm), 25, Master Sozialwissenschaften

Wie können Annäherung und Dialog im Nahen Osten gelingen? Rund um diese Frage kreiste am 4. Dezember 2024 eine Dialogveranstaltung unter dem Titel „Voices for Peace“. Unser Autor Tobias Würtz war für die UnAuf tief im bürgerlichen Südwesten Berlins – an der Freien Universität.

Es ist ein nasskalter Dezemberabend, an dem sich zwei Aktivist*innen der israelischen Bewegung „Standing Together“ in einem Gebäude in der Thielallee an der Freien Universität treffen. Im großen, halbvollen Auditorium findet eine Gesprächsveranstaltung mit einer palästinensischen und einer jüdischen Person aus Israel statt.

Auf dem Podium sitzen sich Itamar Avneri und Amal Ghawi gegenüber. Beide sind für linke Aktivist*innen schlicht in schwarz gekleidet. Sie passen damit habituell gut in den akademischen Rahmen, in dem die Veranstaltung stattfindet. Als sie auf dem Podium Platz nehmen, wirken beide angespannt und erschöpft. Was sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen: Der Abend wird ohne Störungen verlaufen. Als der Israeli Itamar Avneri auf Englisch das Wort ergreift, hellen sich die Gesichter der Aktivist*innen auf. Er wählt seine Worte mit Bedacht: Die Realitäten und Herzen seien nach dem Massaker des 7. Oktober gebrochen und die Regierung scheine sich in diesem Konflikt nicht für die Belange der Zivilbevölkerung zu interessieren. Gleichzeitig gebe es in Gaza allein 15.000 getötete Kinder sowie unzählige getötete israelische Geiseln. Die israelische Regierung unter Benjamin Netanjahu nennt er „genozidal“.

Opposition aus der Zivilgesellschaft

Avneri beherrscht die Kunst der politischen Rhetorik ausgezeichnet. Seine Aussagen sind mal abwägend, mal humorvoll, jedoch stets präzise und klar.

Der 39-Jährige ist einer der Gründer der sozialen Bewegung „Standing Together“ und sitzt in der Opposition des Stadtrats in Tel Aviv-Jaffa.



Gleichwohl betont er, dass es sich bei „Standing Together“ ausdrücklich um eine zivilgesellschaftliche Bewegung handle und nicht um eine politische Partei.

Amal Ghawi, die ihm gegenüber sitzt, eröffnet die Diskussion ebenso eloquent wie persönlich. Sie erzählt von ihrer Erfahrung als in Israel lebende Palästinenserin. Palästinenser*innen in Israel wären die Ersten gewesen, die nach dem furchtbaren Terrorangriff der Hamas attackiert wurden. Allzu schnell sei in der unmittelbaren Umgebung nach arabischem Blut gesucht worden, nach Menschen, denen man die Schuld zuschreiben könne.

Eine Logik, in der die palästinensischen Israelis pauschal als Täter*innen markiert wurden. Dabei wurde ihnen ganz grundsätzlich die Empathiefähigkeit abgesprochen, so wurden sie aus der kollektiven Trauer ausgeschlossen. Eine schmerzliche Erfahrung. Nach dem 7. Oktober habe Ghawi dann den Entschluss gefasst, ihren Job als Journalistin aufzugeben, um sich in der sozialen Bewegung zu engagieren. „Zuvor fühlte ich mich wie die Einzige, die so dachte. Bei Standing Together wurde dann der Schmerz aller gesehen. Alles, was zwischen uns stand, schmolz.“

Raum für geteilten Schmerz

Spätestens an dieser Stelle ist klar, dass die beiden sich hier auf der Bühne keineswegs als Gegner*innen gegenüber sitzen. „Standing Together“ ist eine sozialistische soziale Bewegung.

Die erklärten Ziele sind: das Ende des Krieges, das Ende der illegalen israelischen Besetzung palästinensischer Gebiete, ein Waffenstillstand, die Freilassung der Geiseln und ein „echter“ israelisch-palästinensischer Frieden. Die Bewegung gründete sich bereits 2015, in Reaktion auf die dritte Intifada, die den Namen „Intifada der Messer“ trug.

Dabei attackierten Palästinenser*innen zwischen 2015 und 2016 im israelisch-besetzten Westjordanland täglich israelische Menschen aus der Zivilbevölkerung, Armee und Polizei. Bereits vor dem Ausbruch des Krieges organisierte „Standing Together“ Demonstrationen gegen die umstrittene Justizreform der rechten israelischen Regierung. Später wurden sie zu einer treibenden Kraft im Protest gegen den gegenwärtigen Krieg in Gaza.

Wer den verknöcherten, festgefahrenen Diskurs zum Nahostkonflikt kennt, der wundert sich über die Leichtigkeit, die diesem Abend innewohnt. Im Raum ist ein wohlwollender Wille, den Anderen zu verstehen, spürbar. So kommt aus dem Publikum zum Beispiel die Frage, wie die Bewegung mit der trennenden Dimension des Schmerzes und der sehr persönlichen Betroffenheit umgehen würde. Darauf meint Avneri: „Schmerz ist ein produktiver Zustand. Es bedeutet, du bist am Leben und dass es dich betrifft.“ Es ginge nicht darum, den Schmerz zu vergessen, sondern ihm Raum zu geben. Natürlich seien viele noch nicht bereit, ihre Erfahrungen und ihr Empfinden zu teilen. Aber wenn sie es dann irgendwann wären, dann sei „Standing Together“ da, um einen gemeinsamen Gesprächsraum zu eröffnen.

„Völlig klar, man muss sich auf einer Seite positionieren“, meint Avneri.

Es gelte dabei aber nicht zu wählen zwischen Israel und Palästina oder, schlimmer noch, zwischen Netanjahu oder der Hamas. Vielmehr gelte es, sich zu positionieren auf der Seite des Friedens und auf der Seite der Zivilbevölkerung.

Itamar Avneri: „Die deutsche Regierung muss sich auf die Seite der Zivilbevölkerung stellen.“

Orientierungslos und ohne klare politische Kontur erscheint in dieser Hinsicht auch die Rolle der deutschen Bundesregierung.

Dementsprechend klar fällt Avneris Kritik aus: „Staatsräson oder was auch immer – ich bin dafür!“ Jedoch könne man sich damit nicht der Verantwortung für die falsche Politik und den grausamen Krieg der israelischen Regierung entziehen. Umgekehrt trage man durch Waffenlieferungen eine eigene Verantwortung für das entsetzliche Leid. Man müsse sich also politisch gegen die israelische Regierung positionieren und die falsche Anschuldigung des Antisemitismus ertragen. Letztlich müsse man sich dann der rebellierenden Zivilbevölkerung zuwenden.

Wengleich eine derartige Positionierung der deutschen Regierung wohl durchaus wünschenswert wäre, so verfängt an dieser Stelle die propagierte Trennung zwischen Zivilbevölkerung und Politik. Wurden Netanjahu und Ben-Gwir nicht in einem demokratischen Verfahren gewählt? Inzwischen liegt es fast 30 Jahre zurück, dass „Bibi“ erstmals eine israelische Regierung leitete – Fortsetzung ebenso ungewiss wie unheimlich. So vernünftig die Positionen der Diskutant*innen auch erscheinen mögen, sie stellen im israelischen Diskurs einstweilen eher randständige Positionen dar.

Nach der Veranstaltung steigen viele der Zuhörer*innen in die kleinen, gelben Waggons der U3, um zurück in Richtung Berliner Innenstadt zu fahren. An diesem Abend bleibt eine positive, optimistische Stimmung. Das Gespräch zeigt eindrucksvoll: Die Veränderung beginnt oft schon im Kleinen – in der alltäglichen Begegnung und Annäherung. Eine Veränderung wird aber nur dann erfolgreich sein, wenn sie sich auch auf politischer Ebene durchsetzt. Für die Menschen, die im Krieg jeden Tag um ihr Leben fürchten, erscheint diese langfristige Perspektive nur wenig tröstlich. Zweifelsohne wird an diesem Abend deutlich, dass es dringend einen gemeinsamen Diskurs braucht. Amal Ghawi sagt dazu: „Wir werden immer wieder gefragt: Was ist eure Position zur Zweistaatenlösung, was sind eure konkreten politischen Forderungen? Wenn Menschen zu uns kommen, stellen wir erstmal die Frage: Willst du Kaffee oder Tee? Wenn wir dann zum Beispiel gemeinsam einen Film schauen, dann kommt man eh ins Gespräch.“

„Make Hummus, not war“

Anne Marie Patzke (sie/ihr), 21, Bachelor Kultur- und Medienwissenschaft

Ein Restaurant mit einer Botschaft: Im „Kanaan“ trifft Genuss auf eine Philosophie des Friedens. Mitten in Berlin wird hier gezeigt, wie Essen Menschen verbinden kann – über Grenzen und Konflikte hinweg.

Der Spruch, den man vielleicht gelegentlich bei zurückgekehrten Backpacker*innen auf Baumwoll-T-Shirts oder Jutebeuteln entdecken kann, ist im Restaurant „Kanaan“ der Spirit. Die Worte „Make Hummus, not war“ empfangen die Hungrigen bereits vor dem Eingang auf zwei großen Plakaten mit einem riesigen weißen Peace-Zeichen vor einer bunten Regenbogenflagge. Alles schreit Toleranz und Diversität. Die Philosophie des Kanaans scheint politischer denn je: Ein israelisch-palästinensisches Restaurant, das die Besucher*innen auf eine kulinarische Reise durch die palästinensische und israelische Küche mitnimmt. Eine Zusammenarbeit.

Hier, in einer Seitenstraße neben dem Helmholtzplatz, zwischen türkis-gestreiften Wänden und in gemütlich-geselliger Atmosphäre bringen Oz Ben David und Jalil Dabit seit 2015 in der Küche etwas zusammen, was seit über einem Jahr Tag für Tag an WG-Küchentischen, in den Nachrichten sowie auf Demonstrationen, in der Universität und bei Familienfeiern politisch diskutiert wird.

Der Name des vegan-vegetarischen Restaurants „Kanaan“ steht für das biblische Land, das Abraham, der Stammvater der Jüd*innen, Christ*innen und Muslim*innen, einst bewohnte, wie Oz Ben David in einem Interview mit der Jüdischen Allgemeinen im Dezember 2024 erklärte. Der Name soll nicht nur an die gemeinsamen Wurzeln der zwei Gründer des Restaurants, sondern auch an die Möglichkeit der Versöhnung erinnern. Denn dieses biblische Land wurde einst von Jüd*innen, Christ*innen und Muslim*innen geteilt.



„Violence breeds violence, not solutions.“

Sie geben ein Vorbild. Wo Aubergine und Tomate miteinander liebäugeln und Hummus und Fladenbrot zu einem Tanz der Aromen einladen, kommen ganz unterschiedliche Menschen zusammen und essen gemeinsam.

Dabit sei, wie er selbst sagt, seit seinem zwölften Lebensjahr überzeugter Friedensaktivist. Kochen sei für ihn ein Zeichen des Friedens. „Wer gemeinsam Hummus isst, hat keine Zeit zum Töten.“ Unabhängig von Nationalität oder Herkunft, religiösen oder politischen Ansichten sowie sexueller Orientierung oder Geschlecht verbindet das Essen die Menschen und agiert als Mittel der Annäherung. Aber nicht nur bei den Gästen: Im Kanaan arbeiten geflüchtete Menschen aus verschiedenen Ländern – darunter Syrien, der Libanon, Pakistan, Indien und die Ukraine. Es sind außerdem Menschen aus Israel und Palästina, „die alle unter einem Dach in Harmonie mit Frieden und gegenseitigem Respekt zusammenarbeiten“, wie sie es selbst formulieren. Die Mitarbeiter*innen verkörpern damit die Ideale des Kanaans, denn hier haben Diskriminierung, Rassismus, Homophobie oder Transphobie keinen Platz.

Trotzdem war das letzte Jahr nicht immer einfach. Der Angriff der Hamas in Israel und der Krieg in Gaza beschäftigt auch die Restaurantbesitzer täglich. Oz Ben David hat beispielsweise Familie im Süden Israels in der Nähe des Gazastreifens. Der Jüdischen Allgemeinen sagten die beiden Gründer: „Man zweifelt irgendwann an den eigenen Ansichten. Die Idee vom Frieden zwischen Israelis und Palästinensern erschien plötzlich utopisch oder naiv.“ Auch das Restaurant wurde vorübergehend geschlossen. Trotzdem haben sich Oz Ben David und Jalil Dabit nicht von ihrer Vision abbringen lassen. Sie hätten realisiert, dass ihr Restaurant ein Ort ist, an dem sich Menschen für den Frieden einsetzen. „Wir haben immer Seite an Seite gestanden, egal, was da alles auf uns einprasselte und aus welcher Richtung Kritik kam. Aber unser gegenseitiger Respekt ist durch die jüngsten Ereignisse eher noch gewachsen.“



David und Dabit haben ein beeindruckendes Beispiel dafür geschaffen, wie eine gemeinsame Vision sowie ein respektvolles Miteinander auch in Zeiten politischer Spannungen ermöglicht werden kann und Unterschiede überwindet. Zu behaupten, dass Konzepte wie dieses politische Probleme lösen könnten, ist zu einfach. Aber es ist ein Schritt in die richtige Richtung, denn sie führen vor Augen, dass die Idee einer Zusammenarbeit, die Vorstellung des friedlichen Koexistierens und des Pluralismus funktionieren kann. Und vielleicht ist ein Essen an einem gemeinsamen Tisch dafür ein guter Anfang.

Hagar Gal von Civil Watch Against Antisemitism: „They feel comfortable marking my house and my friends“

Martin Mühl (er/ihm), 28, Bachelor Philosophie und Europäische Ethnologie und Justin Geiger (keine Pronomen), 25, Bachelor Sozialwissenschaften.

Am 25. und 26. November war die Gruppe Civil Watch Against Antisemitism im Foyer des Grimm-Zentrums zu Gast. Die Aktivist*innen versuchen, mit Studierenden über den Nahost-Konflikt ins Gespräch zu kommen. Wir haben mit den Beteiligten gesprochen.

Hagar Gal und Shay Dashevsky sitzen an zwei kleinen Tischen im Foyer des Grimm-Zentrums.

„I'm from Israel. Ask me anything“

steht auf ihren Hoodies. Sie wollen mit Student*innen ins Gespräch kommen, um Vorurteile über Israel abzubauen. Davor war die Gruppe bereits an der Technischen Universität, der Freien Universität, der Volkshochschule Steglitz und der Universität Potsdam zu Gast.

„Im Moment leben wir alle in Angst“, beschreibt Hagar die Gefühlslage vieler Jüdinnen und Juden in Berlin nach dem 7. Oktober. Die aktuelle Situation, sowohl in Gaza und Israel, als auch in Berlin führt dazu, dass beide Seiten um ihre Existenz fürchten müssen und eine Lösung des Konflikts nicht in Sicht ist.

Die Gruppe hat sich kurz nach dem 7. Oktober 2023 gegründet, als Wohnhäuser von Jüdinnen und Juden in Berlin mit Davidsternen markiert wurden. „Zu Beginn haben wir vor allem Vorfälle an RIAS gemeldet“, erzählt Hagar. RIAS ist eine NGO, die Antisemitismus dokumentiert und Berichte darüber veröffentlicht. Nach dem Palästina-Kongress im April 2024, den sie als antisemitisch einordnet, entschied die Gruppe, dass sie mehr tun muss, um israelbezogenen Antisemitismus zu bekämpfen. Der Kongress wurde bereits am ersten Tag unterbrochen und von der Polizei aufgelöst. Auslöser war eine wiedergegebene Videobotschaft des palästinensischen Autors Salman Abu Sitta, der in Deutschland mit einem Einreise- und politischen Betätigungsverbot belegt ist. Dieser hatte im Onlinejournal Mondoweiss geschrieben, dass er sich, wenn er jünger wäre, an den Massakern des 7. Oktober beteiligt hätte und den Mut der Hamas-Kämpfer bewundere, die an diesem Tag nach Israel eingedrungen sind. Die Besetzung von Uni-Gebäuden, wie des Instituts für Sozialwissenschaften der HU im Mai 2024, führte wiederum dazu, dass Civil Watch Against Antisemitism an Universitäten präsent sein möchte.

Viele Student*innen beachten den Stand kaum. Ein paar nehmen sich jedoch Zeit für ein Gespräch. Dabei geht es um den Krieg in Gaza, die Besetzung im Westjordanland, bis hin zu Antisemitismusdefinitionen. Viele sind überrascht, dass die Gruppe sich gegen die rechtsextreme israelische Regierung positioniert und sich für einen palästinensischen Staat einsetzt. „Ich denke, dass das Projekt hilft, die israelische Perspektive besser zu verstehen. Wir sehen die Zwischentöne, diejenigen, die eine echte Lösung wollen und sich nicht nur Reels auf Instagram angucken“, sagt Hagar.

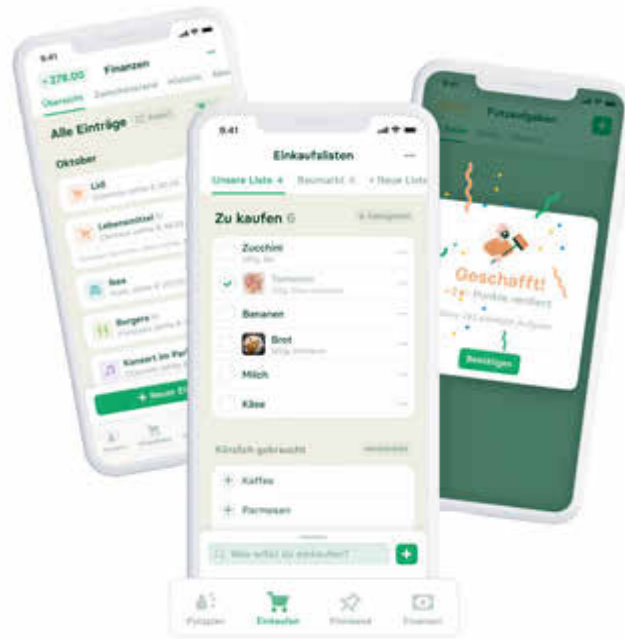
Dabei geht es in unserem Gespräch auch um Hagars persönliche Erfahrungen seit dem 7. Oktober. Ihr Cousin wurde auf dem Supernova-Festival, einem Techno-Festival im Süden Israels, brutal von der Hamas ermordet und seine Leiche nach Gaza gebracht. Auch in Berlin fühlt sie sich unsicher. Die aggressiv auftretenden Gegenbewegungen „fühlen sich frei, mein Haus und meine Freunde zu markieren.“ Sie könne sich nicht zurückziehen, sondern erhalte eine Reaktion, wo auch immer sie hingehe: „Egal ob ich einen Kaffee bestelle, mit der S-Bahn fahre, in eine Bar oder einen Club gehe – ich erhalte immer eine Reaktion, wenn ich sage, wo ich herkomme.“ Obwohl sie als Individuum nicht für den Krieg verantwortlich gemacht werden kann, werde sie auch persönlich beschimpft. Leute rufen „Get out“ oder „Fuck Israel.“ Freund*innen habe sie, anders als viele andere Israelis in Berlin, im letzten Jahr nicht verloren, ergänzt sie. Erst seit dem 7. Oktober sei ihr ihre Identität als Israelin stärker bewusst geworden. „Davor konnte ich meine Identität selbst definieren. Plötzlich werde ich von anderen markiert. Antisemitismus wird nie ganz verschwinden, aber wir können dem Hass entgegentreten.“

Die Mehrheit der Passant*innen am Infostand wäre dennoch gesprächsbereit und würde auch die „harten Fragen“ nicht scheuen. Ziel sei es, den „Umfang an Hass“ zu reduzieren. „Wir können und müssen mit unterschiedlichen Meinungen trotzdem Seite an Seite leben, ohne einander zu hassen und zu bekämpfen.“


Zwei Studentinnen, die an diesem Nachmittag das Gespräch mit Hagar und Shay suchen, sind Ella und Angelina. Ella studiert Geographie und beklagt sich, dass Debatten über den Krieg oft sehr einseitig geführt werden und ist dankbar dafür, die israelische Perspektive kennenzulernen. Sie wünscht sich mehr solcher Gesprächsangebote mit Betroffenen, auch vonseiten der Uni. Ähnlich positioniert sich Angelina, Studentin der Islamischen Theologie: Auch sie wünscht sich mehr Gesprächsformate. Sie habe durch das Gespräch erfahren, dass Zionismus nicht automatisch bedeutet, gegen ein freies Palästina zu sein. Zionismus ist die Ideologie, dass Jüdinnen und Juden ein Recht auf einen unabhängigen Staat in ihrer historischen Heimat haben, wobei es verschiedene Strömungen von links bis rechts und säkular bis religiös gibt. Am Ende hätten sie sogar Bücher ausgetauscht, erzählt sie. „Es war schön zu sehen, dass man anderer Meinung sein kann und trotzdem miteinander spricht“, erklärt sie.

ft Flatastic

Und der Haushalt? Läuft.



Zusammenleben ist toll, aber nicht immer einfach. Flatastic hilft euch bei der Organisation von allem was im Haushalt so anfällt. Damit mehr Zeit und Energie für die schönen Dinge bleibt.

Für
 WGs  Pärchen  Familien

Flatastic herunterladen:



www.flatastic-app.com

Die Perspektive erweitern:

Ein Comic-Projekt befragt Betroffene des israelisch-palästinensischen Konflikts

Das Interview führte Nico Taibner (sie/ihr), 23, Bachelor Deutsch und Philosophie



Für das Comic-Projekt „Wie geht es dir?“ interviewten Zeichner*innen Menschen, die vom israelisch-palästinensischen Konflikt betroffen sind, und verarbeiteten ihre Antworten in 60 Comics. Ziel des Projekts war es, in einer zunehmend polarisierten Öffentlichkeit Raum für Annäherung und Dialog zu schaffen. Unsere Autorin sprach mit Hannah Brinkmann, Comiczeichnerin und eine der Initiatorinnen.

UnAuf: Kannst du uns zu Beginn etwas über die Entstehungsgeschichte des Projekts erzählen?

Hannah Brinkmann: Nach dem 7. Oktober gab es eine erste Phase der Äußerungen oder der Nicht-Äußerungen. Teilweise erschienen relativ schnell polarisierende Beiträge in den sozialen Medien, während gleichzeitig auch viel Stille herrschte, auch in der Kulturszene.

Dann entstand so etwas wie eine kleine Telefonlawine. Der Zeichner Michael Jordan rief die Zeichnerin Barbara Yelin an. Barbara Yelin schrieb mir. Bei einer Veranstaltung traf sie Véronique Sina und fragte sie: „Was können wir als Künstler*innen jetzt tun?“ Véronique Sina antwortete: „Zeichnen ist Ausdrucksform. Ihr seid Zeichner – also müsst ihr zeichnen.“ So begannen unsere ersten Treffen. Im weiteren Verlauf kamen die Zeichner*innen Birgit Weyhe, Nathalie Frank und Moritz Stetter und der Comic-Salon Erlangen dazu. Plötzlich waren wir eine Gruppe. Es hat sich einfach so ergeben. Wir überlegten, wie wir etwas gegen das Schweigen tun könnten. Gleichzeitig beobachteten wir, wie ein extremistischer, antimuslimischer Rassismus aufkam. Es geschah also beides: Während unser erster Impuls war, jüdische Menschen zu fragen, wie es ihnen geht, wurde uns schnell klar, dass wir die Perspektive erweitern müssen. So entstand die Idee, Gesprächspartner*innen aus unterschiedlichsten Bereichen und mit verschiedenen Hintergründen zu Wort kommen zu lassen. Unser Ziel war es, Polarisierungen zu vermeiden und Vielfalt zu schaffen – in einem Konflikt, der oft auf eine vermeintliche Einstimmigkeit reduziert wird, die jedoch weder möglich noch sinnvoll ist.

UnAuf: Würdest du sagen, dass Comics als Medium besonders geeignet sind, eine solche Vielfalt zu schaffen?

HB: Ja, auf jeden Fall. Ich denke, soziale Medien sind sehr kurzlebig. Das sieht man auch an Info-Posts, die mit nur wenigen Sätzen auskommen und ständig gepostet werden. Bei Comics ist der Unterschied, dass Schrift und Worte genauso wichtig sind wie das Bild. Man hat eine Parallele: Das Bild und der Text stehen nebeneinander, und im Bild kann man etwas völlig anderes erzählen als im Text. Das heißt, es entsteht eine Ambivalenz, sobald man es betrachtet. Man hat die Möglichkeit, Dinge, die im Text vielleicht nicht erwähnt werden, durch das Bild sichtbar zu machen. Dadurch kann man auch persönlicher werden und Emotionen ausdrücken, ohne sie direkt anzusprechen. Die Gespräche mit den Menschen, mit denen man arbeitet, sind natürlich auch anders. Man stellt automatisch visuelle Fragen, zum Beispiel: „Wie sieht dieser Ort aus, von dem du erzählst?“ Das eröffnet neue Perspektiven und gibt den Gesprächspartner*innen neue Impulse.

UnAuf: Das Projekt war zunächst auf die vom israelisch-palästinensischen Konflikt betroffenen Menschen konzentriert. Aber dann ging es auch um den Ukraine-Konflikt oder beispielsweise um die Correctiv-Recherchen. War es von Anfang an geplant, sich mit solchen Themen zu beschäftigen oder hat sich das erst im Laufe der Zeit entwickelt?

HB: Es hat sich sehr organisch entwickelt. Am Anfang stand natürlich der 7. Oktober und der Krieg in Gaza. Diese Ereignisse waren zu jener Zeit sehr präsent. Aber wir haben immer gesagt: Die Beteiligten sollen selbst entscheiden,

worüber sie sprechen möchten. Automatisch kamen dann auch Themen wie die Correctiv-Recherchen oder die Angst vor einer möglichen Abschiebung auf. Das war einfach Teil der Gespräche. Ich denke, jeder, der einen Comic zu diesem Projekt beigetragen hat, hätte es merkwürdig gefunden, diese Aspekte nicht zu erwähnen, weil sie ein Teil der gesellschaftlichen Realität sind.

Und wie im Falle von Krieg geht es auch dabei um eine Form der Entmenschlichung. Wir haben natürlich diskutiert, ob diese Vielfalt an Themen funktioniert. Doch letztlich haben wir uns dafür entschieden, weil wir gesagt haben: Das sind Stimmen aus unserer Gesellschaft, die Diskriminierung, Hass, Rassismus und Antisemitismus erfahren. Diese Stimmen sollten auf dieser Plattform gehört werden.

UnAuf: Wie hast du deine eigenen Interviewpartner*innen ausgewählt?

HB: Für mich war es meine Tante Ronit aus Israel, die den ersten Impuls gegeben hat, weshalb ich mich dazu entschieden habe, an diesem Projekt teilzunehmen. Sie war nicht der einzige Grund, aber ein sehr wichtiger. Wir alle kamen aus persönlichen Gründen zu dieser Initiative, und daher war es für mich naheliegend, mit ihr zu sprechen. Ich habe vorher abgesprochen, ob das in Ordnung ist, weil Ronit eine der wenigen interviewten Personen ist, die nicht in Deutschland lebt. Aber es war kein Problem, und ich fand es sehr schön, den Comic über sie und mit ihr zu gestalten. Auf der anderen Seite habe ich auch Derviş Hızarci, Vorsitzender der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus, aus persönlichen Gründen angesprochen. In den Wochen und Monaten nach dem 7. Oktober habe ich ihn immer wieder im RBB gehört. Ich habe ihn dort als eine ausgewogene und prägnante Stimme wahrgenommen. So habe ich mich für ihn entschieden.

UnAuf: Ein starkes Zitat von Derviş Hızarci in deinem Comic-Interview war, dass wir migrantische Kinder, die mit Vorurteilen aufwachsen, auf keinen Fall vorschnell abschreiben dürften. Und dass es sehr gefährlich sei, von fixen Weltanschauungen oder importiertem Antisemitismus zu sprechen, weil das nur ausgrenze und nicht zu Lösungen beitrage.

HB: Ja, und dass all diese Vorurteile irgendwie ein Spiegelbild von uns selbst sind. Dass man nicht einfach an den Vorurteilen anderer arbeiten kann, sondern an sich selbst arbeiten muss. Das war ein zentraler Gedanke in diesem gesamten Diskurs: Nicht immer nur mit dem Finger auf andere zeigen, sondern bei sich selbst anfangen.

UnAuf: Ich fand es auch erstaunlich, dass die Reaktionen in den Kommentaren alle sehr positiv waren, obwohl es um ein so polarisierendes Thema ging.

HB: Wir haben eigentlich viel mehr Gegenreaktionen erwartet. Es gab zwei oder drei Mal kritische Bemerkungen in den Kommentaren, aber im Vergleich zu anderen Dingen war es wirklich harmlos.

UnAuf: Das Projekt ist jetzt zu Ende, aber ihr habt noch Ausstellungen, Workshops und Lesungen geplant. Wie geht es weiter mit dem Projekt?

HB: Ja, genau. Im Frühjahr nächsten Jahres wird die Anthologie – also im Grunde alle Comics, die veröffentlicht wurden – als Buch erscheinen. Das ist natürlich auch etwas, worüber wir uns sehr freuen, weil es wirklich dieses Jahr widerspiegelt und man vielleicht noch besser darin schmökern kann als auf Social Media. Die Ausstellung wird fortgesetzt. Sie wird am 12. Dezember 2024 in der Villa Stuck in München eröffnet. Und ab 2025 wird sie an verschiedenen Orten gezeigt. All diese Dinge werden auf Social Media bekannt gegeben. Der Account wird nicht gelöscht. Man kann auf jeden Fall verfolgen, wie es weitergeht.



UnAuf: Und zum Schluss nochmal die Frage: Wie geht es dir?

HB: Gute Frage. Ich glaube ambivalent, aber das ist wahrscheinlich normal bei den politischen Zeiten gerade.

Die Comics können kostenlos auf der Instagram-Seite @comics_wiegehtesdir gelesen werden. Außerdem werden dort Updates zu Ausstellungen, Workshops, Lesungen und der geplanten Anthologie veröffentlicht.

Von der Musik zur Menschlichkeit

– die Barenboim-Said Akademie im Zeichen des Dialogs

Mia Elsner (sie/ihr), 22, Bachelor Psychologie

Seit der Eskalation des Nahost-Konflikts scheint eine friedliche Verständigung der beiden Völker schwieriger als je zuvor. Doch die Barenboim-Said Akademie zeigt, wie Annäherung trotz Konflikten möglich ist. Ein Orchester, das über Grenzen hinweg spielt und mehr als nur Musik vermittelt.

Die ersten harmonischen Klänge erfüllen die Luft, als die jungen Musiker*innen des Orchesters der Barenboim-Said Akademie ihre Instrumente zum Einstimmen ansetzen. Es ist der Abend des 19. Novembers 2024 und etliche Menschen haben sich im voll besetzten Pierre Boulez Saal direkt an der Französischen Straße eingefunden, um dem Akademiekonzert unter der musikalischen Leitung von Daniel Barenboim zu lauschen. Eine erwartungsvolle Stille tritt ein, bevor der Meister höchstpersönlich den Saal betritt und unter stürmischem Beifall mit kleinen, vorsichtigen Schritten zu seinem Dirigentenstuhl geht. Mit dem dünnen weißen Haar wirkt seine kleine Gestalt fast ein wenig zerbrechlich, doch als er vor sein Orchester tritt und den Dirigentenstab hebt, ist sein Blick klar und seine Bewegungen von so großer Präzision, als hielte er hauchdünne Fäden in den Hän-

den. Die Anerkennung, die ihm hier entgegengebracht wird, gilt nicht nur seinem künstlerischen Schaffen als Pianist und Dirigent, sondern vor allen Dingen seinem jahrelangen Einsatz für eine friedliche Lösung des Nahost-Konflikts. Bereits 1999 gründete er gemeinsam mit dem palästinensisch-amerikanischen Literatur- und Kulturwissenschaftler Edward Said das „West-Eastern Divan Orchestra“, das sich zu gleichen Teilen aus israelischen und arabischen Musiker*innen zusammensetzt und so die Möglichkeit einer friedlichen Annäherung der politisch verfeindeten Völker aufzeigt. Diesen Grundgedanken führte er in der Eröffnung der Barenboim-Said Akademie 2016 fort, wo seither junge Musiker*innen aus dem Nahen Osten, aber auch aus vielen anderen Ländern Seite an Seite unterrichtet werden. Zentral für das Konzept der Hochschule ist die untrenn-



bare Verbindung der musikalischen Ausbildung mit einer humanistischen Bildung. Gefördert werden interkulturelle Kompetenzen sowie eine Begegnung auf Augenhöhe, aber auch Kurse in Philosophie, Literatur und Geschichte sind neben den musikalischen und musiktheoretischen Fächern nicht wegzudenken. Im Foyer der Akademie hängt ein Zitat von Barenboim, welches besagt: „Musik steht im Zentrum dessen, was wir als menschlich bezeichnen“. Durch das gemeinsame Musizieren sollen die Student*innen lernen, einander zuzuhören und so ein besseres Gespür für sich selbst, die Anderen und eine gemeinsame Dynamik bekommen. Dabei geht es nicht darum, Konflikte zu ignorieren, denn auch aktive Diskussionen und das Äußern unterschiedlicher Meinungen in einem respektvollen Rahmen werden von der Akademie explizit gefördert. Dabei hat es wohl auch eine besondere Symbolkraft, dass Barenboim als Präsident der Akademie sowohl einen israelischen als auch einen palästinensischen Pass besitzt. Und das als erste Person weltweit. Inzwischen ist das Konzert in vollem Gange und es erklingt Ludwig van Beethovens zweite Symphonie. Mal lauter, mal leiser wogen die Töne durch den Saal, umkreisen einander und verbinden sich zu einem gemeinsamen Klangkörper. Wie die fließenden Bewegungen eines Tanzes oder eines synchronen Schwarms, perfekt aufeinander abgestimmt. Je zwei Musiker*innen teilen sich die Notenblätter und sind einander zugewandt. Sieht man ihnen so beim Spielen zu, fällt es schwer, sich bewusst zu machen, dass zwischen ihren Völkern viele tausend Kilometer entfernt so viel Feindseligkeit herrscht.

In der Pause berichtet eine Dame aus dem Publikum, wie sie bereits das Akademiekonzert ein Jahr zuvor besucht hatte, kurz nach der Eskalation des Konflikts durch den Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023. Trotz der erschütternden Geschehnisse sei das ganze Orchester geschlossen aufgetreten, kein einziger habe gefehlt.

In der zweiten Hälfte des Konzerts wird wieder Beethoven gespielt – diesmal die sechste Symphonie. Der düstere vierte Satz „Gewitter, Sturm. Allegro“ scheint unüberhörbar symbolisch, doch den Abschluss bilden die wohlthuenden Klänge des fünften Satzes „Hirtengesang. Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm. Allegretto“ und

bleiben wie unausgesprochene Worte der Hoffnung in der Luft hängen. Als der letzte Ton verklungen ist, bricht tosend der Applaus los. Strahlende Gesichter unter den Musiker*innen, sie tauschen leise Worte aus und umarmen sich. Barenboim erhebt sich und gibt der ersten Violine einen Handkuss. Bei seinem erneuten Erscheinen trommeln seine Student*innen mit den Füßen auf den Boden, sodass der ganze Saal vibriert. Von den Rängen ertönen Bravo-Rufe. Arm in Arm schreiten die Student*innen hinaus und es scheint fast, als wäre die Notwendigkeit einer Annäherung hier längst überflüssig. Doch das ist keinesfalls eine Selbstverständlichkeit, sondern das Ergebnis einer täglichen aktiven Entscheidung für das Miteinander und einen fortlaufenden Diskurs. Auf die Frage, wie sich die Stimmung in der Akademie seit dem letzten Oktober verändert habe, antwortet eine der Violinist*innen sehr eindeutig: Natürlich sei die Situation sehr herausfordernd, vor allem für Student*innen, deren Familien direkt betroffen sind. Immer wieder prallen auch starke Meinungen aufeinander. Dennoch sei der Umgang miteinander sehr verständnisvoll. Durch viele offene Gespräche untereinander und mit dem Maestro, wie sie Barenboim nennt, sowie aktives Aufeinanderzugehen, ist die Gruppe sogar noch enger zusammengewachsen als zuvor.

Vielleicht kann der friedliche Umgang von Israelis und Palästinenser*innen in einem kleinen Orchester nicht gleich den tief verwurzelten politischen Konflikt in Nahost lösen, die Botschaft, die die Barenboim-Said Akademie damit sendet, ist jedoch klar: Eine Völkerverständigung ist nur ohne Waffengewalt zu erreichen. Oder mit den Worten von Edward Said: „Humanismus ist die einzige, genauer, die letzte Verteidigungslinie, die wir haben, um uns gegen die unmenschlichen Exzesse und Ungerechtigkeiten zu wehren, die unsere Menschheitsgeschichte verunstalten.“

Sich einschreiben

– Eine Buchrezension zu „Dichten gegen das Vergessen. Lyrikerinnen aus zwei Jahrtausenden“

Leonard Peters (er/ihm), 43, Master Kulturwissenschaft

Denise Buser hat sich mit den Lebensgeschichten und Werken von dreizehn Dichterinnen verschiedener Zeiten und Orte auseinandergesetzt. In „Dichten gegen das Vergessen“ lädt sie zu einem literarischen Streifzug durch zwei Jahrtausende ein. Zwischen historischen Epochen und kulturellen Kontexten entsteht ein vielschichtiger Dialog über die Kraft der Sprache und die weibliche Perspektive in der Literaturgeschichte.

In ihrem neuen Buch erzählt die Basler Autorin Denise Buser dreizehn Geschichten. Sie handeln von dreizehn Frauen, die zu unterschiedlichen Zeiten und unter verschiedenen sozialen Bedingungen Lyrik produzieren. Auf der Arabischen Halbinsel des 7. Jahrhunderts lebte die Dichterin al-Khansā', im Frankreich des 12. Jahrhunderts die Comtessa Beatriz de Dia und in Japan um 1900 Akiko Yosano, um bloß drei dieser Begegnungen zu nennen. Als Leser bot sich mir ein Anlass, mich zum ersten Mal mit Autorinnen zu befassen, von denen ich, wenn überhaupt, bloß den Namen kannte.

Was bedeutet das, einen Namen zu kennen? Vielleicht ist es die Möglichkeit eines Anfangs, einer Annäherung. In der Lektüre von Busers Buch verbindet sich jeder Name mit einer lyrisch-biografischen Erzählung. Doch bevor ich auf meine Leseerfahrung näher eingehe, folgender Einwand:

Ein solches Buchprojekt wirft die Frage auf, inwiefern es möglich ist, Aussagen über gesellschaftliche Erfahrungen zu machen, die nicht die eigenen sind. Die politische Frage nach der Legitimität solcher Aussagen ist in westlichen Ländern Gegenstand von Debatten im Kontext künstlerischer Freiheit und sozialer Gerechtigkeit geworden. Sprache reproduziert Gesellschaft, festigt Herrschaft. Öffentliche Repräsentation und Artikulation jenseits der Mehrheitsgesellschaft bleiben hingegen oft prekär. Der Vorstellung einer universellen Empathie als Fähigkeit, über räumliche, zeitliche und soziale Grenzen hinweg eine andere Perspektive einzunehmen, steht heute ein stärkeres Bewusstsein für historische und gegenwärtige Gewaltgeschichten gegenüber. Kann das Einfühlen einen problematischen Übergriff bedeuten, der Machtasymmetrien ausblendet? So wird auch die Entstehung eines bürgerlichen Bildungs- und Wissenskanons heute vermehrt in ihren historischen Verstrickungen betrachtet. Wer spricht, wer schreibt über wen? Und für welches Publikum? Und kommen diejenigen, von denen erzählt wird, selbst zu Wort?

Edward W. Said hat 1978 in seinem Buch „Orientalism“ die Bedeutung stereotyper Bilder nicht-europäischer „Anderer“ in der europäischen Literaturgeschichte als Mittel der Konstruktion nationaler Narrative von „Europa“ veranschaulicht. Diese Narrative konstituierten sich in einem rassistischen und imperialistischen Blick auf „den Osten“, so Said. Es sind Bilder, die in der gesellschaftlichen Überlieferung fortdauern.

Ist es also möglich, sich als Mitglied einer privilegierten weißen Mittelschicht schreibend in anders situierte, auch nicht-weiße oder nicht-christlich sozialisierte Erfahrungswelten hineinzusetzen, ohne eine Geschichte gewaltsamer Aneignungen und reproduzierter Stereotype fortzusetzen? Ohne das Vorangegangene verharmlosen zu wollen, halte ich es für unzureichend, in dieser Dichotomie zu verharren. Denn auch die Erfahrungswelt der Autorin fügt weitere Ebenen hinzu. Wer spricht hier also, wer schreibt über wen? Die Frage nach der Annäherung ist auch eine künstlerische und eine persönliche. Denise Buser schreibt als Autorin über Autorinnen, über die Präsenz und die Abwesenheit weiblicher Stimmen in der Geschichte der Lyrik und der Literatur. Neben der gesellschaftlichen Überlieferung gibt es auch ein gesellschaftliches Vergessen.





Indem die Lyrikerinnen in zahlreichen Passagen für sich sprechen, wird die Differenz der Erfahrungen deutlich. Buser erzählt von Leben und Werk, indem sie bestimmte tatsächliche und gedichtete Ereignisse, Beziehungen und Dialoge fikionalisiert und dabei auch sich selbst einbezieht. So wirkt das Buch auf mich wie ein fortlaufender Dialog mit den Protagonistinnen, der nicht mit der letzten Seite endet. Eine Empathie, die aus wissenschaftlicher Recherche entsteht, aus dem Eintauchen der Autorin als Leserin in die Werke und Biografien und im Erzählen dieser Begegnung der eigenen mit einer anderen Biografie.

Buser hat in verschiedenen Genres publiziert, neben juristischer Fachliteratur gehören auch lyrische und belletristische Arbeiten dazu. Sie schreibt mit empathischer Neugier über ein Metier, das auch das ihre ist. Es ist eine Neugier, die sich weder Position noch Stimme der erzählten Person anmaßt. Der Standpunkt der Autorin – das wird beim Lesen spürbar – ist durch diese von ihr empfundene Verbundenheit gekennzeichnet. Ihre persönliche Motivation, ihr Suchen und ihre

Freude an der Sprache sind Teil der Erzählung.

Auf die einzelnen Texte folgen jeweils knappe biografische Informationen. Es geht hier weder um Vollständigkeit noch um einen autoritativen Wahrheitsanspruch. Ein solcher liefe der Möglichkeit von Begegnung, von Assoziation zuwider. Die lyrischen Passagen setzen den Kontext und werden im Anhang durch eine weitere Auswahl mit Übersetzungen ergänzt.

Sie regen zum Weiterlesen an. Ferner ist jeder Text-Begegnung eine Literaturliste beigelegt.

Vor einem sich mit jeder Geschichte verändernden sozialen Hintergrund sind Liebe, Begehren und die gesellschaftliche Antwort darauf ein wiederkehrendes Thema. Frauen als dichtende Subjekte, Frauen als liebende, begehrende Subjekte, als politische Akteurinnen – in einem Großteil der geschilderten Gesellschaften ein Tabu. Dichten trotz allem, oder gerade wegen allem. Auch Themen wie Verlust, Scheitern, Hoffnungen und Illusionen bilden Verbindungen, ohne dabei persönliche Erfahrungen zu verwässern.

Nicht zuletzt bedeutet das Produzieren von Lyrik, sich der eigenen Existenz zu vergewissern. Gertrud Kolmar schrieb, während sie als Jüdin in ihrer Heimatstadt Berlin Zwangsarbeit verrichten musste. 1943 wurde sie in Auschwitz ermordet. Die Machthaber wollten jede Erinnerung an ihren Namen auslöschen, doch Kolmar konnte ihre Manuskripte mithilfe ihrer im Schweizer Exil lebenden Schwester retten. Ihr Name konnte sich posthum in die Geschichte der Lyrik einschreiben. Wie ungewiss und niemals abgeschlossen ein solches Sich-Einschreiben ist, zeigt Denise Buser in jeder Erzählung aufs Neue. Im Buchtitel findet sich sowohl Busers Anliegen als auch jenes der von ihr vorgestellten Autorinnen wieder. Neben der ungebrochenen Kraft der Werke und der Bedeutung ihrer Entstehungsgeschichten lohnt dieses Buch nicht zuletzt, da seiner Autorin mit den Möglichkeiten der Sprache eine Annäherung gelingt. Differenz schließt Verbundenheit nicht aus.

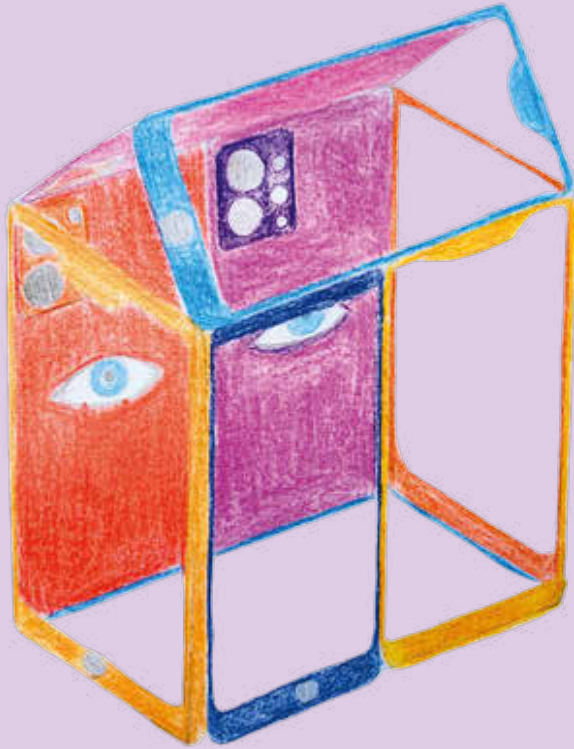
„Dichten gegen das Vergessen. Lyrikerinnen aus zwei Jahrtausenden“ von Denise Buser ist im Zytglogge Verlag Basel erschienen.

Utopie vs. Realität:

Die Herausforderung eines gemeinsamen digitalen Raums

Jakob Gerstberger (er/ihm), 25, Master Kulturwissenschaft

Annäherung im Internet ist eine nicht verwirklichte Utopie. Was bedarf es, um sie zur Realität zu machen, und wo findet man zumindest im Ansatz gute Modelle, die zeigen, was möglich wäre?



Nur vom Grundkonzept betrachtet könnte man denken, das Internet wäre der perfekte Ort für Prozesse der Annäherung. Ein freier Raum – für alle zugänglich – in dem, losgelöst von einem zeitlichen und physischen Rahmen, Personen in Begegnung und Austausch treten können.

Alle, die ein wenig in den digitalen Räumen der Begegnung und des Austauschs unterwegs waren, wissen, dass diese Utopie leider nicht die Realität widerspiegelt. Algorithmen drängen User*innen, ob gewollt oder ungewollt, in Ecken, in denen sich fast ausschließlich Personen mit ähnlichen Interessen und Meinungen tummeln. Es bilden sich die viel diskutierten Filterblasen. Begünstigt durch Algorithmen verfestigen sich die Meinungen. Es wird über die vermeintlichen Gegner*innen gesprochen, nicht mit ihnen. Dabei ist gerade der direkte Austausch von unterschiedlichen Meinungen eine wichtige Grundlage für eine mögliche Annäherung. Die Frage, die sich stellt, ist: Wo findet man einen digitalen Raum, der Annäherung ermöglicht, Gemeinschaftlichkeit

stiftet und die Gelegenheit für Begegnung und Austausch von Personen mit verschiedenen Meinungen bietet?

Meine eigene Positiverfahrung war absurderweise auf der Plattform zu finden, die eigentlich eher dafür bekannt ist, Mitschuld an allerlei Desinformation und Polarisierung zu tragen: Facebook. Genauer gesagt in der Facebookgruppe der kleineren Uni, an der ich meinen Bachelor abgeschlossen habe. Zwar nutzten die meisten Student*innen Facebook kaum noch aktiv, besaßen aber noch ein Konto als Überbleibsel aus jener Zeit, in der die Plattform für junge Menschen tatsächlich noch von Bedeutung war. In der Uni-Gruppe wurde vieles gepostet, was eher einem digitalen schwarzen Brett ähnelte: Angebote und Gesuche für Wohnungen oder Jobs, Gegenstände, die verschenkt werden und Veranstaltungsankündigungen. Es wurde nach Altklausuren gefragt und vor Blitzern auf den Straßen nahe der Uni gewarnt. Aber zwischen all diesen Postings kam es immer wieder mal zu Diskussionen. Beispielsweise zu den studentischen Wahlen, der Wichtigkeit von Nachhaltigkeit, einem veganen Angebot in der Mensa und den Coronamaßnahmen der Universität.

Der Diskurs, der dabei entstand, war oft überaus ergiebig, auch mal kontrovers und etwas hitziger, aber insgesamt fühlte es sich wie das Ideal eines öffentlichen Forums an, an dem alle Student*innen teilnehmen konnten. Viele nahmen dieses Angebot auch wahr. Noch während meines Bachelors sank die Aktivität aber immer weiter, auch weil mittlerweile viele Erstis gar kein Facebook mehr haben und verständlicherweise keinen Account anlegen wollen. Die Schwarzes-Brett-Funktionen verlagerten sich auf Instagram-Postings und Stories, der Diskurs über Geschehnisse an der Uni fand nur noch innerhalb der Freundesgruppen und WGs statt, was auch ohne Algorithmen von einer Filterblase nicht weit entfernt ist.

Die Plattform, die dem Idealbild eines gemeinsamen Austausches noch am nächsten kommt, wäre Reddit. Dort werden Inhalte nicht durch einen Filteralgorithmus vorgeschlagen, sondern in interessenbasierten Unterforen, sogenannten Subreddits, von User*innen gepostet und dann durch die Menge an Up- und Downvotes in eine Rangfolge innerhalb der Subreddits sortiert. Allgemeine Subreddits, wie etwa auf deutschsprachige Themen fokussierte r/de-Subreddits und die viel benutzte Kommentarsektion, bieten eine gute Basis für Diskussionen. Leider ist aber auch auf Reddit nicht die vollständige Utopie zu finden. Die User*innen kommen oft aus ähnlichen Milieus (wer zum Beispiel länger auf r/Studium unterwegs ist, könnte denken, die Hälfte Deutschlands studiere Informatik oder Ingenieurwissenschaft). Zusätzlich ist die Plattform anfällig für das gezielte Stören und Manipulieren von Diskussionen durch Trolle und Bots.

Derzeit bleibt die Suche nach einem gemeinsamen digitalen Raum für Annäherung also weitgehend erfolglos. Über die allseits bekannten Probleme der Social-Media-Algorithmen und Bots wird immer wieder berichtet, die meisten User*innen sind sich diesem möglicherweise auch bewusst. Verändert hat sich in den vergangenen Jahren aber trotzdem wenig.

Die immer stärker werdenden Forderungen, Plattformen zu regulieren oder, wie im Fall von TikTok, komplett zu verbieten, könnten endlich eine Chance sein, die Suche in nicht allzu ferner Zukunft zu beenden. Dies könnte durch eine Regulierung geschehen, die schon existierende Plattformen massiv umgestaltet. Eine weitere Möglichkeit wäre die Schaffung neuer Plattformen, die diesen Kernaspekt eines gemeinsamen Raums in der Grundarchitektur und der Moderation der Plattform bedenkt. Vielleicht wird dann aus der gegenwärtig dystopischen Social-Media-Landschaft endlich die Utopie des Begegnungsraums Internet, die Annäherung ermöglicht.

Illustration / Carolin Dudakow



Tacheles HU:

„Wir wollen nicht mit dem Antisemitismusfinger rumlaufen und Leute brandmarken.“

Mara Buddeke (sie/ihr), 26, Master Europäische Literaturen

Die Reaktionen auf die pro-palästinensische Besetzung des Instituts für Sozialwissenschaften zeigen für Toni* und einige seiner Kommiliton*innen: Es gibt noch zu wenige linke Perspektiven auf antisemitische Vorfälle an der HU. Sie gründen die Gruppe „Tacheles“, um diese Leerstelle zu füllen und jüdische Stimmen hervorzuheben und zu unterstützen.

„Viele Leute waren einfach nicht im Bilde“, erinnert sich Toni an die Besetzung des Instituts für Sozialwissenschaften der HU im Mai 2024. Für ihn waren die Proteste ein prägendes Erlebnis: Immer öfter höre er von jüdischen Student*innen, dass sie sich an der HU nicht mehr wohlfühlen. Aber gerade nach der Besetzung hätten ihm die antisemitismuskritischen Stimmen gefehlt. Für Toni und einige seiner Kommiliton*innen zeigte sich eine Leerstelle: Es gab noch keine dezidiert linke und studentische Gruppe an der HU, die sich ausführlich mit verschiedenen Perspektiven Betroffener auseinandersetzte. Die logische Schlussfolgerung: ein Selbstverständnis, in dem sie ihre Forderungen benennen, und dann die Gründung der Gruppe Tacheles. Tacheles reden, das kommt aus dem Jiddischen und heißt zur Sache kommen, Klartext reden. Genau das hat sich die Initiative auf die Fahnen geschrieben: Sie will Gesprächsräume schaffen, in denen Betroffene zu

Wort kommen, Bildungsangebote unterstützen und antisemitische Vorfälle nicht mehr unkommentiert lassen. Dabei ist es Tacheles wichtig, kritisch zu bleiben, auch sich selbst gegenüber – mit einer Gut-Böse-Dichotomie ist niemandem geholfen. „Wir wollen Antisemitismus und Rassismus nicht gegeneinander ausspielen“, sagt Toni. Ausdrücke wie „importierter Antisemitismus“ hält er für problematisch, dass Juden und Jüdinnen in Deutschland Anfeindungen erleben, sei ein kontinuierliches Problem. In ihrem Selbstverständnis betont die Gruppe, dass sie sich gegen Polizeigewalt positioniert und es Student*innen möglich sein sollte, das Notleidende der Zivilbevölkerung und die Kriegsführung in Gaza zu thematisieren. Doch „das bedeutet nicht, dass wir dafür antisemitische Äußerungen in Kauf nehmen müssen.“ Es gehe eben nicht nur darum, wer an welcher Stelle demonstrieren darf, sondern auch, welche Parolen auf Protesten gerufen werden.

MUSEUM BARBERINI
POTSDAM

15.2.–18.5.2025

Kosmos Kandinsky

Geometrische Abstraktion
im 20. Jahrhundert

Jeden
Donnerstag,
freier Eintritt
ab 14 Uhr
für alle
unter 25!



Konstruktive Debatten statt Streit

Gerade nach der Besetzung des Instituts für Sozialwissenschaften war für Tacheles klar: Es muss mehr Bildungsangebote zu Antisemitismus und Antisemitismuskritik geben, für Lehrkräfte sowie für Student*innen. Die Initiative empfiehlt Seminare an der HU, veranstaltet aber auch eigene Events. Dafür hat Tacheles bereits Antisemitismus- und Nahostforscher*innen wie Jakob Baier, Marina Chernivsky und Tom Khaled Würdemann zu Vorträgen eingeladen. Gesprochen wurde über die Erscheinungsformen des Antisemitismus und die Folgen des 7. Oktobers, aber auch über die palästinensische Nationalbewegung. Unterstützt wird Tacheles dabei von der gemeinnützigen Amadeu Antonio Stiftung, die sich gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus stellt. „Es kommt oft zum Streit, wenn man emotionalisiert aufeinanderprallt“, sagt Toni. Input von einer Person mit Expertise helfe dabei, Erfahrungen greifbarer zu machen und konstruktive Debatten zu führen, statt zu streiten.

Deshalb ist im Anschluss an die Vorträge Zeit für Diskussionen und Austausch. „Es geht nicht darum, eine Perspektive durchzudrücken“, betont Toni. Tacheles orientiere sich zwar derzeit an den Erfahrungen von Menschen, die Antisemitismus erfahren, aber: „Uns ist es wichtig, alle Betroffenenperspektiven zuzulassen. Menschen sollen ihre Wut und Verzweiflung äußern können, ohne direkt in einen politischen Kampf hineingezogen zu werden.“ Mit Tacheles wolle man einen Raum für offene Gespräche bieten und einen Diskurs auf wissenschaftlichem Niveau ermöglichen. „Wir wollen nicht mit dem Antisemitismusfinger rumlaufen und Leute brandmarken.“

Ideal wäre dafür eigentlich ein offenes Plenum, eine Art Stammtisch, aber dafür brauche es ein gutes Sicherheitskonzept. Jüdisches Leben müsse im Moment besonders geschützt werden, meint Toni, „da reicht ein Awareness-Raum nicht.“ Bisher habe es noch keine wirklich heiklen Situationen gegeben, aber es sei für Tacheles eine schwierige Balance, Sicherheit zu bieten und gleichzeitig niedrigschwellig zu bleiben.

Diskurse einordnen in der Theorie-AG

Um den Diskurs anzuregen, gibt es inzwischen auch eine eigene Theorie-AG, die sich regelmäßig trifft, um wissenschaftliche Texte und Essays zu besprechen. Eine Zusammenfassung der wichtigsten Themen veröffentlicht sie auf Instagram. Es geht um den Nahost-Konflikt aus der Perspektive der Rassismuskritik und Antisemitismuskritik, aber auch die Debatte um die Definition von Antisemitismus wird aufgegriffen. „Wir sind der Meinung, dass es vor jeder Auseinandersetzung wichtig ist, einzuordnen, worum sich die Diskurse überhaupt drehen“, schreibt die AG in ihrem ersten Post. Die Slides auf Instagram sollen nicht die Lektüre des Texts in voller Länge ersetzen, aber immerhin so anschaulich wie möglich einen Einblick in die „Kritik an Identitätspolitik und (hegemonialer) Rassismuskritik“ bieten. Das Engagement bei Tacheles hat auch seinen Preis: Toni investiert neben dem Studium jede Woche mehrere Stunden in die Initiative, unter der ehrenamtlichen politischen Arbeit muss die Freizeit leiden. „Aber es macht ja auch Spaß“, betont er, und wer keine Kapazitäten hat, tritt mal eine Weile kürzer. „Das ist ja das Gute an einer Gruppe, die solidarisch getragen wird.“ Und an interessierten Student*innen, die die Gruppe in Zukunft unterstützen wollen, mangelt es nicht. Kürzlich hat Tacheles ein öffentliches „Get Together“ veranstaltet, um sich vorzustellen und über die Situation an der Uni zu reden. Die Resonanz war gut, ein paar Student*innen hätten sich schon gemeldet und ihre Unterstützung angeboten. Die brauche es auch für die Umsetzung zukünftiger Projekte, meint Toni: „Wir haben noch viele Ideen.“



Foto/ Mara Buddeke

*Name von der Redaktion geändert

Gebet ohne Gebetsraum.

Fünf Gespräche mit muslimischen Student*innen

Emely Stache (sie/ihr), 23, Bachelor Kulturwissenschaft und Kunst- und Bildgeschichte

An der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) gibt es keinen offiziellen Ort, an dem muslimische Student*innen ihr Gebet verrichten können. Für Melike, Studentin der Agrarwissenschaft, bedeutet das: improvisieren. In einem Treppenhaus des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums richtet sie sich wie viele andere muslimische Student*innen oftmals einen provisorischen Gebetsplatz ein. Doch auch an diesem Ort stößt sie auf Hindernisse.

In einem Hinweis auf einem Blatt Papier an der Wand heißt es „im Auftrag der HU Bibliothek“, dass textile Gegenstände „aus brandschutztechnischen Gründen“ nach den „Ritualen“ in einem Treppenhaus des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums entfernt werden müssen. Gemeint sind damit die Gebetsteppiche der Student*innen, die, wie Melike, dort zwischen ihren Lerneinheiten einen Ort zum Beten suchen und ihre Teppiche dort tagsüber lagern. „Im Treppenhaus sieht man immer dieselben Gesichter“, sagt Melike, und man teile sich dort eben den Teppich.

Auch keine Sorglosigkeit im Sozialraum

Das Treppenhaus bleibt ein Ort des Kompromisses. Etwas mehr Privatsphäre bietet der Sozialraum in der Dorotheenstraße, so Melike. Gegen Namensangabe und Unterschrift erhält man am Tresen der Zweigbibliothek Germanistik/Skandinavistik einen Schlüssel.

Der Raum, kaum größer als ein Zimmer im Student*innenwohnheim, ist mit einer gepolsterten Bank sowie einem Wickeltisch, Waschbecken und Schrank ausgestattet. Ein Zettel gegenüber der Tür bittet beim Eintreten darum, vorzufindende Teppiche liegen zu lassen und so das Gebet für diejenigen zu ermöglichen, die keinen Gebetsteppich mitgebracht haben.

Eine Studentin klopft an die Tür des Sozialraums. Zwischen ihren Seminaren möchte sie noch schnell ihr Gebet verrichten. Sie erzählt mir, dass „sehr viele Schwestern und Brüder“ diesen Rückzugsort „gemeinsam“ für ihr Gebet nutzen. Ein „Gebetsraum“ wäre der Sozialraum deswegen dennoch nicht. Sie befürchte vor allem, dass ein solcher Begriff dazu führen könne, dass muslimische Student*innen im Sozialraum nicht mehr willkommen sein könnten.

Beim Gebet auf universitärem Gelände bitte die Ohren spitzen

Jaafar, Lehramtsstudent für Geografie und Islamische Religionslehre, pendelt zwischen den Campusstandorten Adlershof und Nord. Oftmals suche er „auf eigene Faust“ Orte für das Gebet. WhatsApp-Gruppen und der Austausch mit anderen muslimischen Student*innen würden ihm helfen, passende Plätze zu finden. In einer Gruppe kursierte sogar ein Video, das den Weg vom Eingang der Universitätsbibliothek zum gängigen Gebetsplatz zeige. Trotz dieser Unterstützung fühle Jaafar sich beim Gebet oft unwohl, besonders an Standorten ohne ruhige Rückzugsorte. „Kommt da jetzt jemand oder kommt da keiner?“, beschreibt er seine häufige Unsicherheit. Auch die Gebetswaschung bereite ihm Sorgen. Diese müsse er manchmal unterwegs nachholen und dafür öffentliche Toiletten aufsuchen: „Es kann unangenehm sein, wenn jemand in die Toilette reinkommt, während der Fuß im Waschbecken ist.“

Der Umweg über den Fachschaftsraum

Arman, Mitglied des Institutsrats am Berliner Institut für Islamische Theologie (BIT) und Gründungsmitglied der studentischen Fachschaftsinitiative des BIT, erinnert sich: „Die HU war schon immer streng mit dem Gebet auf dem Campus.“ Empathie seitens der Leitung des BIT gäbe es dennoch – zum Studienstart erhielt er eine Liste nahegelegener Moscheen. Vor der Bereitstellung des Fachschaftsraums habe der Raum der Stille am gegenüberliegenden Charité-Campus als gängiger Gebetsort für Studierende des Instituts gedient.

Der Fachschaftsraum ist ein Ort des Austauschs, der Organisation und des Rückzugs. Neben seiner Funktion als Treffpunkt für Student*innen, ist es auch ein Raum, der den praktischen Bedürfnissen der Gemeinschaft gerecht wird: „Es ist ja mehr als ein Gebetsraum, aber es ist auch ein Gebetsraum“, sagt Arman. Gependete Gebetsteppiche und Wasserabzieher auf den Toiletten gehören ebenso dazu wie Regale mit Materialien für die Fachschaftsarbeit. Der Raum sei nicht nur funktional, sondern auch symbolisch wichtig – ein Zeichen, dass das Bedürfnis nach Raum für Glauben und Gemeinschaft an der HU nicht völlig übersehen werde: „Das wäre echt schade, wenn wir diesen Raum nicht hätten.“

Doch Arman räumt ein, das Gefühl der Unsicherheit wachse unter den Student*innen des BIT – insbesondere was Sicherheitsvorfälle betrifft, wie die Brandstiftung einer Mülltonne im November 2023 vor einem Seminarraum des Instituts oder politische Spannungen in Form von Anfragen wie die der Fraktion AfD im Jahr 2020 zur Evaluation der Förderung für Institute für islamische Theologie an öffentlichen Hochschulen, die dort auch das BIT nennen.

Arman sieht in der Zurückhaltung der HU, Gebetsräume bereitzustellen, ein Symptom des säkularen Standorts: „Es scheint hier in Berlin ein Anliegen zu sein, dass man nicht betet.“ Die Eröffnung des BIT wurde einst gefeiert, jetzt spürt Arman jedoch Einschränkungen: „Es wird der Eindruck erweckt, man wolle Muslime, aber nur unter bestimmten Bedingungen. Sie wollen Muslime, aber das sollen Muslime sein, die ihre Religion nicht praktizieren; die man nicht als Muslime wahrnimmt.“

Die Neutralität der Universität sei wichtig, betont Arman, doch er bezweifelt, dass sie durch die Bereitstellung von Gebetsräumen gefährdet werde. „Studierende selbst sind nicht zur Neutralität verpflichtet“, sagt er. Ob Universität Osnabrück oder Goethe-Universität Frankfurt, viele Universitäten böten Gebetsräume an, ohne ihre Neutralität infrage zu stellen. Dort bedeute Gleichheit im Sinne der Gleichberechtigung auch die Berücksichtigung unterschiedlicher Bedürfnisse.

Zusammen, nicht gegeneinander

Auch Jurastudent Elyesa erkennt das Spannungsverhältnis zwischen Religionsfreiheit und staatlicher Neutralität. Laut ihm sei es möglich, Gebetsräume anzubieten, ohne die Neutralitätspflicht der Universität zu verletzen. „Ob wir einen offiziellen Gebetsraum haben oder nicht, wir beten ja trotzdem an der Universität“, sagt Elyesa. Solche Räume könnten jedoch vieles erleichtern – die Suche nach ruhigen Orten, das Wahrnehmen von Gebeten und das Bekämpfen von Unsicherheiten muslimischer Student*innen.

Als Mitglied der muslimischen Hochschulgruppe der Humboldt-Universität (HUMA) erzählt er mir stolz, dass die HUMA die Gründung anderer muslimischer Hochschulgruppen in Berlin inspiriert habe. Die Gruppen könnten laut Elyesa Missverständnisse abbauen und Offenheit fördern. Er sieht in der Arbeit der HUMA zudem eine Möglichkeit, die HU attraktiver für Muslim*innen und Menschen aus eingewanderten Familien zu gestalten. Davon gäbe es an der HU noch zu wenige.

Elyesa, der in den ersten Semestern seines Studiums für das Gebet die Universität verlassen habe, führe das Gebet nun auch in den Gebäuden der Universität durch. Seitdem ihn Leute dabei entdecken können, habe er viele Gespräche über den Islam geführt. Er erzählt, manch ein*e Kommiliton*in habe ihn sogar gebeten, ihn in eine Moschee zu begleiten. Er glaubt, eine engere Zusammenarbeit zwischen der Universität und den Student*innen der HUMA könne einen positiven Wandel bewirken: „Es bringt nicht nur etwas für den Islam, sondern auch etwas für den Zusammenhalt in der Gesellschaft.“ Gespräche über das Gebet sind dabei „eine schöne Gelegenheit, ein Bild vom Islam zu zeigen, das nicht von Ressentiments geprägt ist.“



Foto/ Sozialraum, gemacht von Emely Stache

„Wer ist an Weihnachten ganz allein?“ Eine ehemalige Ballerina über Annäherung

Das Interview führte Kristin Ngozi Okafor (sie/ihr), 22, Bachelor Psychologie

Meni, eigentlich Stoimenka Erdmann, kam mit Anfang 20 auf Einladung nach Berlin und stand dort jahrelang als professionelle Balletttänzerin der DDR auf der Bühne. Später baute sie sich als Dolmetscherin ein neues Leben auf. Seit mehr als 15 Jahren unterrichtet sie Ballett im Hochschulsport. „Annäherung“ zieht sich bei ihr nicht nur durch den Ballettsaal, sondern durch ihr ganzes Leben.

UnAuf: Frau Erdmann, was bedeutet Annäherung für Sie?

Meni Erdmann: Ich bin überzeugt, dass Annäherung durch Neugierde passiert. Und indem man anderen die Hand reicht. In meinem Leben habe ich oft die Hand ausgestreckt, zum Beispiel mit Einladungen zu mir, weil ich den Austausch mit anderen sehr schätze.

UnAuf: Wie erleben Sie Annäherung durch Ihre Ballettkurse?

ME: Die Teilnehmenden der Kurse im Hochschulsport sind Studenten, Lehrende und Externe, die aus den verschiedensten Fachrichtungen kommen. Tanzen und Musik, das ist das, was uns verbindet. Ich finde es schön, wenn sich meine Teilnehmenden in diesen anderthalb Stunden, in denen wir uns zum Tanzen verabreden, auch privat austauschen und plötzlich Freundschaften entstehen. Ich bin auch nicht nur die Lehrerin, die Fachkenntnisse vermittelt. Durch euch junge Menschen schöpfe ich viel Energie. Durch euch versuche ich mich zum Beispiel nicht so „passend“ meines Alters anzuziehen. Ihr geht manchmal sehr leger rum, das mache ich nicht (lacht), aber wenn ihr euch modern anzieht und euch hübsch macht, das ist für mich sehr angenehm und ästhetisch zu sehen. Man vermittelt im Ballett generell auch viele Eigenschaften, die man sich abgucken kann. Dabei ist mir eins wichtig: Es ist ein Geben und Nehmen: Ich gebe Berufserfahrung, ihr gebt mir moderne, junge Energie, und es ist schön, etwas zu hinterlassen, von dem einige profitieren können.

UnAuf: Vor Weihnachten boten Sie an, das Fest bei Ihnen zu verbringen. Was hat Sie dazu bewegt, dieses Angebot zu machen?

ME: Früher (vor Corona) hatte ich einen harten Kern an Tänzerinnen in meinem Kurs. Diese Menschen hatten oft keine Familie, teils zerrüttete, vermute ich, sie waren jedenfalls alleine. Insbesondere die ausländischen Studierenden, aus verschiedenen Nationen. Dann habe ich einfach gefragt: „Wer ist an Weihnachten ganz allein?“ Da war erstmal eine Stille. Ich habe ihnen meine Adresse gegeben und gesagt: Meine Tür steht offen.



An Heiligabend kamen tatsächlich einige meiner Schülerinnen. Wir saßen im Wohnzimmer auf dem Boden, so viele Stühle hatte ich gar nicht. In einem Raum wurde gesungen und musiziert, im anderen Raum haben wir den Tisch ausgezogen und die Sachen zum Essen draufgestellt. Es gab russischen Salat, mexikanische, chinesische Sachen, peruanisches Essen, es war voll in meiner Wohnung.

Dann kam Corona, und es ging nicht mehr so leicht, sich zu verabreden, und nun wirft die angespannte internationale Situation einen großen Schatten auf unser aller Dasein. Ich kenne das Gefühl des Alleinseins und der Einsamkeit von mir selbst sehr gut. Als ich mit Anfang 20 als Bühnentänzerin nach Deutschland kam, war ich durch Trainings und Auftritte erstmal sehr beschäftigt. Wenn aber gerade kein Auftritt war, habe ich im Stillen meine Wurzeln sehr vermisst und oft geweint.

UnAuf: Welchen Tipp würden Sie Studierenden mitgeben?

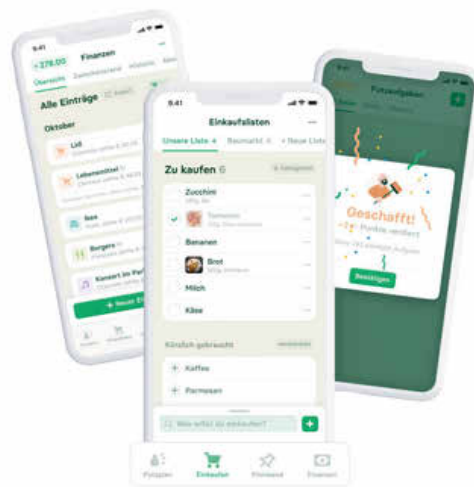
ME: Akzeptanz. Ich muss die Meinung der anderen akzeptieren, die Herkunft von anderen, die Schwächen der anderen, und ich muss den Willen haben, die Stärken der anderen herauszufinden. Ach, und: neugierig oder wissbegierig sein. Ich strebe keinen Mercedes an, aber ich habe mich immer nach Menschen gerichtet, die mehr wussten als ich. Menschen, die mich überzeugt haben, die ehrlich waren, die bereit waren, von ihrem Wissen zu geben. Man kann sein schwer erworbenes Wissen auch nicht einfach frei auf der Straße verteilen. Man sollte es an Menschen geben, die es wertschätzen.

Fotos/ Kristin Ngozi Okafor






ft Flatastic

Und der Haushalt? Läuft.



Zusammenleben ist toll, aber nicht immer einfach. Flatastic hilft euch bei der Organisation von allem was im Haushalt so anfällt. Damit mehr Zeit und Energie für die schönen Dinge bleibt.

Für  WGs  Pärchen  Familien

Flatastic herunterladen:



www.flatastic-app.com

Post aus Paris

Felicitas Hohmann (sie/ihr), 24, Master Europäische Literaturen

Wie geht Studieren in anderen Ländern? Das berichten in jeder Ausgabe Redaktionsmitglieder von anderen Orten der Welt. Dieses Mal geht es in die französische Hauptstadt: Paris!

In die Stadt der Liebe habe auch ich mich verliebt. Allerdings nicht wie Emily in Paris in einen französischen Koch (und in einen britischen Bankier), sondern in die Stadt selbst. Und das nicht nur, weil ich mich in ihr ein bisschen fühle, als wäre ich der Hauptcharakter einer Netflix-Serie, sondern vor allem, weil sie wirklich wunderschön ist. Das fällt mir immer wieder auf, wenn ich durch ihre verschlungenen Straßen wandere und ihre aufwändig verzierten Gebäude bewundere.

Eine dieser geschichtsträchtigen Bauten ist die Sorbonne, die Universität, an der ich studiere. „Creator of Futures since 1257“ – heißt es auf einem Plakat, das mir bei einem Treppenaufgang begegnet. Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Das weiß ich spätestens seit ich an der angeblich exzellenten Humboldt-Universität studiere, in die regelmäßig der Regen tropft (Dorotheenstr. 65 lässt grüßen). An der Sorbonne ist das nicht anders. Zumindest in den beiden etwas heruntergekommenen Räumen im Innenhof. Die sind so klein, dass eine handvoll Student*innen in den ersten beiden Wochen auf dem Boden sitzt. Dann wechseln wir ins Amphitheater mit einem Fassungsvermögen von 150 Menschen – und unser Professor verliert im Angesicht von an die sechzig zu korrigierenden Prüfungsleistungen ganz kurz die *contenance*.

Irgendwie aber auch verständlich. Schließlich muss er nicht nur jeden unserer zehseitigen Texte korrigieren, sondern uns auch jede Woche aufs neue zweistündige Monologe vorbereiten. Französische Uni ist nämlich vor allem eines: Frontalunterricht. Und das akademische Viertel gibt es hier auch nicht (was ich feststellen durfte, nachdem ich mich für zwei Kurse eingeschrieben hatte, die genau nacheinander stattfanden).

Schon blöd, wenn man dann auch noch vom Sicherheitspersonal aufgehalten wird. Bei jedem Betreten der Universität muss man nämlich seinen Studierendenausweis und den Inhalt seiner Tasche unaufgefordert vorzeigen. Ganz engagierte Exemplare fragen dich außerdem gerne einmal, wo genau du überhaupt hin willst. Auf meine zugegeben etwas vage Antwort „zum Hörsaal oben rechts“ hin durfte ich dann ersteinmal geschlagene fünf Minuten vor dem Unigebäude stehen, während ich panisch versuchte, mich an den Namen des Raums zu erinnern. Zum Glück rettete mich eine Kommilitonin.



Dass die Sorbonne Wert auf die Sicherheit ihrer altherwürdigen Gebäude legt, merke ich auch, als Student*innen mitten im Semester eine pro-palästinensische Demonstration organisieren und die Uni daraufhin erst einmal komplett abriegelt wird. Zu groß ist die Angst, dass ein besonders enthusiastischer Student auf die Idee kommen könnte, die Statuen auf dem Innenhof mit Farbe zu bekleckern – so wie angeblich vor zwei Jahren bei den Protesten um die Anhebung des Renteneintrittsalters. Seitdem werde beim kleinsten Zeichen von Aufruhr alles dicht gemacht, erklärt mir eine Kommilitonin. Und die Polizei auf den Plan gerufen natürlich. Fast ausnahmslos Zweimetermänner, die mit ihrer schweren Panzerung ein bisschen an Cyborgs erinnern und gemeinsam den Place de la Sorbonne einkesseln. Na, das lässt doch ein Gefühl von Sicherheit aufkommen.

Auf dem eher modernen Campus Clignancourt sieht das anders aus. Der ist nämlich schon seit Anfang des Semesters besetzt. Auch hier geht es um Gaza. In den Jahren davor aber auch schon um die Ergebnisse der Präsidentschaftswahlen und die Rentenreform. Die Franzosen sind nun einmal ein streitlustiges Volk, würde mein Vater vermutlich sagen. Vielleicht hat er Recht. Vielleicht könnten wir uns aber auch ein kleines Scheibchen davon abschneiden.

Aber auch außerhalb des universitären Kontexts hat Paris so einiges zu bieten, zum Beispiel an die 130 Museen, viele von ihnen für EU-Bürger*innen unter 26 Jahren sogar kostenlos. Alleine dafür lohnt es sich eigentlich mindestens ein halbes Jahr hier zu wohnen – und natürlich für die vielen süßen Parks, Cafés, Buchläden, und die vielleicht etwas weniger süßen, aber nicht minder schlechten Bars und Jazz- und Technoclubs. Dem richtig katastrophalen Wohnungsmarkt sei Dank wird das zwar vermutlich keine günstige Erfahrung – aber auf jeden Fall eine richtig gute.

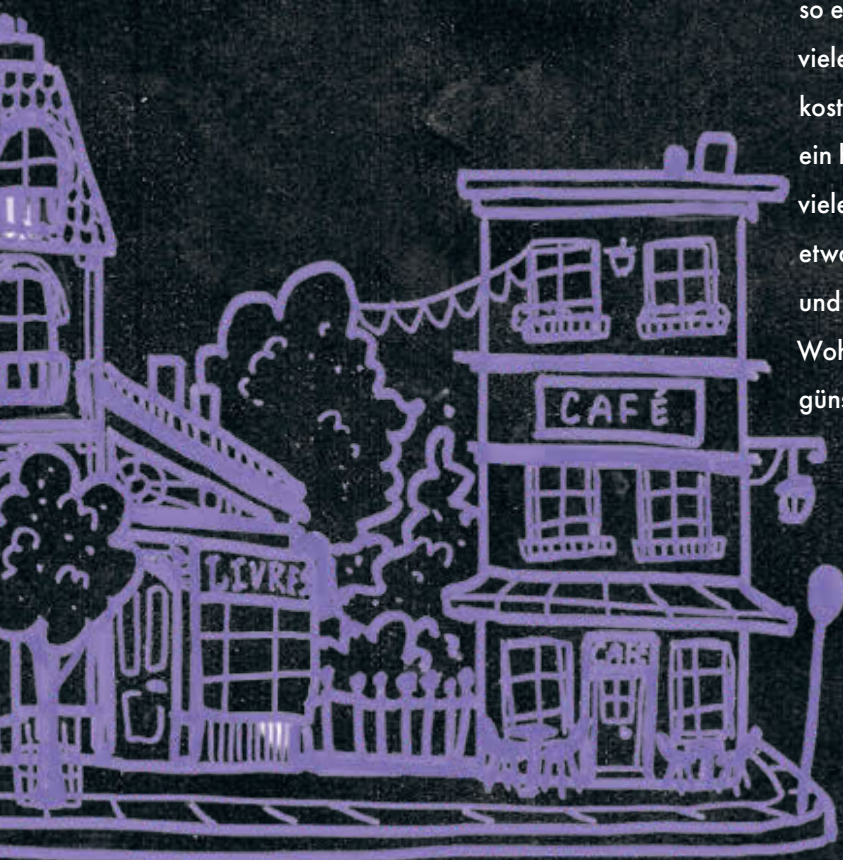


Illustration / Lucia Maluga

Eine leere Stadt. Die möglicherweise fatalen Folgen der Kulturkürzungen in Berlin

Pauline Berghaus (sie/ihr), 21, Bachelor Psychologie

Das Land Berlin hat seinen neuen Haushalt vorgestellt. 130 Millionen Euro sollen aus dem Kulturbudget gespart werden. Das Sparschwein ist bereits geschlachtet und jetzt sucht der Senat auch noch verzweifelt in der Sofa-Ritze nach den letzten jämmerlichen Centstücken. Eine Situation, mit der sich viele Studierende sicher identifizieren können. Am Ende jedes einzelnen Monats. Dementsprechend meine Botschaft an den Berliner Senat: I feel you. Doch an Kultur zu sparen kann langfristige Schäden haben, die kurze finanzielle Erleichterungen überschatten.

Nach massiven Protesten werden Einsparungen bei Kinder- und Jugendeinrichtungen wie dem Grips-Theater, ursprünglicher Sparplan 300.000 Euro, und dem Theater an der Parkaue, das zuvor 800.000 Euro sparen sollte, komplett entfallen. Auch große Schauspielhäuser wie das Deutsche Theater und die Schaubühne müssen weniger sparen als zunächst geplant. Dennoch treffen die Maßnahmen weiterhin bedeutende Projekte wie unter anderem den Ausbau von Arbeitsräumen für freie Künstler*innen, das Technikmuseum und den Friedrichstadt-Palast.

Dass das Land Berlin sparen muss, ist bekannt – es steht vor Haushaltsproblemen. Trotzdem muss bei jeder Einsparung auch die Konsequenz mitgedacht werden, die nicht nur den kurzfristigen finanziellen Gewinn umschließt, sondern auch die kulturelle Seele unserer Stadt. Kultur ist mehr als nur ein schmückendes Ornament am Rande der essentiellen Infrastruktur einer Stadt. Vernachlässigt man sie, gefährdet man auch eine friedliche und vielfältige Gemeinschaft mit der Fähigkeit, Konflikte im Dialog zu lösen.

Theater, Museen, Konzerte und Bibliotheken sind zentrale Räume der Begegnung und des Austauschs. Ein Beispiel, das gerade die junge, sowieso schon kulturell abgehängte Generation trifft, sind die zahlreichen Jugendprojekte, die sich an vielen Schauspielhäusern finden lassen.

Dabei finden meist völlig fremde junge Menschen zueinander und arbeiten an einem gemeinschaftlichen Ziel: ein Theaterstück zum Leben erwecken. Theater inszenieren und spielen ist ein sehr persönlicher Prozess. Die Intimität, die dabei verlangt wird, braucht ein solides Fundament an Vertrauen. Sicherlich werden sich Menschen dabei streiten und Meinungsverschiedenheiten auftauchen. Doch durch genau diesen Prozess können wir uns entwickeln, Empathiefähigkeit aufbauen, die Bedürfnisse eines anderen verstehen. Annäherung durch Perspektivübernahme. Kürzungen in diesem Bereich bedeuten also nicht nur einen Verlust der Annäherung für die Zuschauer*innen im Publikum, sondern auch hinter den Kulissen.

Konstruktive Debatten statt Streit

„Eine Kassiererin geht sowieso nicht ins Theater“. So äußerte sich der Berliner Bürgermeister Kai Wegner bezüglich der Kürzungen. Gedanklich könnte man diese Aussage noch weiterspinnen. Sie geht auch nicht ins Konzert. Oder ins Museum. Vielleicht tut sie das bald tatsächlich nicht mehr. Aber nicht, weil sie nicht will, sondern weil sie nicht mehr kann. Der kostenlose Museumssonntag fällt weg. Theater werden teurer. Kinos müssen schließen. Konzerte werden abgesagt. Eine primäre Voraussetzung für gelungene Annäherung ist eben auch die Möglichkeit der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Gleichzeitig fordert der Berliner Kultursenator Joe Chialo von der Berliner Kultur mehr Eigenverantwortung und Wettbewerbsfähigkeit. Die mögliche Konsequenz daraus lässt sich gut an der deutschen Filmlandschaft beobachten. Ihr fehlt es an mangelnder Diversität und Originalität. Denn: auch sie leidet dramatisch an Geldknappheit und tappt so leider häufig in die Falle des: Das hat schon mal gut funktioniert, das funktioniert bestimmt erneut gut.



Ein Leuchtturm

Wir sehen nur die Missstände, die wir kennen. Und weil Berlin ein Ort ist, der vor intensiven Gerüchen, lauten Geräuschen und kuriosen Anblicken schnell ins sensorische Burnout führen kann, ist es unvermeidlich, dass wir uns nicht aller Missstände gleichzeitig bewusst sein können. Ein Theaterstück, ein Film oder ein Song können uns aber darauf aufmerksam machen. Der Kultur-Leuchtturm wirft seinen langen Lichtstrahl – selbst in die hintersten Ecken. Das funktioniert sogar beidseitig. Wir erkennen nicht nur uns zuvor unbekannte Probleme anderer Menschen, sondern auch unsere eigenen individuellen Probleme könnten plötzlich vom Lichtstrahl erfasst werden. Dann sehen wir uns um, erkennen, dass dort, wo es zuvor noch finster war, ganz viele andere Menschen mit den gleichen Problemen sitzen. Kultur schafft also Sichtbarkeit – und noch viel wichtiger: Hoffnung.

Eine Frage der Prioritäten

Die Berliner Regierung argumentiert, dass Sparmaßnahmen unvermeidlich sind. Doch Einsparungen sind immer eine Frage der Prioritäten. Berlin hat Geld für günstiges Anwohnerparken, Prestigeprojekte und andere Annehmlichkeiten. Beispielsweise brachte das Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf anlässlich der EM ein Basis-Müsli mit Kosten für den Berliner Haushalt von fast 30.000 Euro heraus. Die Räume, in denen Menschen Geschichten teilen, sich gegenseitig inspirieren, diskutieren oder einfach abschalten, sollen hingegen geopfert werden.

Diese Entscheidungen werfen Fragen auf: Was bleibt noch von Berlin, wenn die Theater leer, die Clubs still und die Museen geschlossen sind? Wohin gehen wir dann abends?

O Tannenbaum, O Tannenbaum: Zuhause bei Mama an den Feiertagen

Nora Rauschenbach (sie/ihr), 30, Master Europäische Literaturen

Für viele Menschen bedeutet die Weihnachtszeit familiäre Zusammentreffen, die nicht selten ohne Streitigkeiten zu bewältigen sind. Über Versuche der Annäherung zur stressigsten Zeit des Jahres.

Ich klinge an der Tür, die ich früher so oft aufgeschlossen habe. Bei Mama ist alles wie immer. Es riecht nach Zuhause. Wohl eher nach dem Zigarettenrauch, der sich über die Jahre in den Wänden festgesetzt hat. Mein Zimmer ist das Einzige, was sich verändert hat. Ich habe viele meiner Möbel beim Auszug mitgenommen. Etwas zusammengewürfelt besteht mein Zimmer nun aus meinem alten Schrank, den ich bewusst dagelassen habe, einem alten Klavier, das zu verstimmt ist, um gespielt zu werden, einer kleinen Computerecke, einem Sessel – etwas mitgenommen über die Jahre –, einem Sitzmöbel aus Kokosnussholz, das wir mal einem Nachbarn abgekauft haben, und einer Matratze auf dem Boden. Dort werde ich also die nächsten Tage schlafen. Bis nach Neujahr... Habe ich mir das wirklich gut überlegt? Ich möchte nicht, dass Mama an Silvester allein ist, und wir haben das ja schon immer so gemacht. Wie boomeresque von mir.

Gerade einmal zwei Tage bin ich jetzt hier. Kommt mir länger vor. Na ja, so ist das eben, wenn man sich zwei Tage lang streitet. Okay, ich gebe es zu. Wir haben nicht nur gestritten, es gab schöne Momente. Aber doch eben auch sehr viele stressige. Dabei ist doch Weihnachten – das Fest der Liebe, das Fest, an dem Familien zu zwanzigst an einer großen Tafel sitzen, Konversationen und Essensduft die geschmückten Räume erfüllen und die Kinder um den Weihnachtsbaum tanzen. Ach, das ist nur in den Weihnachtsgeschichten von Astrid Lindgren so? Aber einen Weihnachtsbaum gibt es bei uns auch. Sogar einen ganz großen. Und zwar jedes Jahr. Und wenn es das letzte ist, was meine Mutter tut. „Ein kleiner Baum kommt mir nicht ins Haus“, höre ich ihre Stimme. Zugegebenermaßen erfreue auch ich mich am Baum. So bin ich eben aufgewachsen. Weihnachten ohne Weihnachtsbaum ist kein Weihnachten. Doch für mich wäre auch ein kleiner Baum in Ordnung. Oder eben gar keiner, wenn das Geld oder die

Kraft nicht reicht.

Ich bin für das Schmücken des Baumes verantwortlich – wie immer. Das macht mir Spaß. Wir haben viel Weihnachtsbaumschmuck, viele Anhänger, die einen großen persönlichen Wert für mich haben, die mich quasi haben aufwachsen sehen: einen Bären auf einem Schlitten mit einem kleinen Geschenk, eigentlich nicht besonders hübsch, doch für mich darf er auf keinen Fall fehlen, zwei Pandas, die jetzt nicht unbedingt Weihnachten schreien, und jede Menge Holzanhänger – ein Schaukelpferd, ein paar Glocken, ein Engel.

Beim Schmücken entdeckte ich ein Fotoalbum, das ich Mama vor Jahren mal zusammengestellt habe. Es ist eingestaubt. Hat sie es sich wohl jemals wieder angeschaut? Ich wische es mit dem Ärmel ab und öffne es. Auf die ersten Seiten habe ich Fotos von ihr als Kind geklebt – mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, im Gitterbettchen und so weiter. Es ist irgendwie komisch, sich vorzustellen, dass diese Frau, die ich als meine Mutter kenne, mit der ich so viel erlebt habe – Positives wie Negatives – einmal ein kleines Mädchen war, das sein ganzes Leben noch vor sich hatte. Ich blättere weiter. Es folgen Fotos von ihr in ihren Zwanzigern auf Reisen. Dann bin auf einmal ich zu sehen. Ich als Baby, ich als kleines Kind. Ich werde überrollt von einer Welle an Emotionen und ich spüre, wie sich Tränen in meinen Augen sammeln. Mama sieht so glücklich aus auf den Fotos, auf denen sie mich auf dem Arm hält, auf denen sie mit mir spielt. Was hat sich verändert? Ist sie jetzt nicht mehr glücklich? Warum ist sie jetzt nicht mehr glücklich? Jetzt ist sie nur noch gestresst. Gestresst und müde. In dem Album sind Fotos von mir, wie ich in einem – für ein Kleinkind ziemlich großen – Haus aus Pappe spiele, das ich mal zum Geburtstag bekommen habe. Auf anderen Fotos bin ich mit Mama und Papa am Strand in Italien – da waren meine Eltern noch zusammen.

Und auf wieder anderen Fotos bin ich in einem schicken weinroten Kleid am Tag meiner Einschulung zu sehen, mit selbstgemachter Schultüte versteht sich. Die Schultüte gibt es noch, hier in der Wohnung von Mama, die nach Zigaretten riecht, in der gestritten wird, in der ich schon zusammengekauert in der hintersten Ecke meines Zimmers saß und überlegt habe, wie ich jetzt schnellstmöglich hier rauskomme – und die dennoch für mich Zuhause bedeutet wie kein anderer Ort. Beim Anblick der Fotos durchströmt eine Wärme meinen Körper, gepaart mit einem Anflug von Nostalgie. Ich weiß, dass Mama nur das Beste für mich wollte, dass sie stets versucht hat, mir die beste Mutter zu sein, die es gibt. Das habe ich oft gespürt. Angefangen bei den selbstgenähten Kleidern für meine Puppen und Stofftiere, die sie natürlich all die Jahre sorgsam aufgehoben und mir heute nach einem unserer Streits wie zur Versöhnung dargeboten hat. Vielleicht ist das ihre Art der Annäherung? Oder die etlichen Male, die sie mich von der Schule abholen musste, weil ich Migräne hatte. Und die unzähligen Reisen.

Aber vielleicht ist auch genau das das Problem. Dass sie für sich zu hohe Standards gesetzt hat. Denn es gibt nicht die „perfekte“ Mutter. Und nach Perfektion in einer Disziplin zu streben, in der Perfektion unmöglich ist, kann einen ja nur in den Wahnsinn treiben. Oder in den Alkohol. Ich weiß nicht, ob das der Grund für den doch nicht ganz so gesund wirkenden Alkoholkonsum meiner Mutter ist. Ab wann ist man eigentlich Alkoholiker*in? Mama hat jedenfalls für meine Begriffe etwas zu oft „nur ein kleines Glas Rotwein“ vor sich stehen. So auch an diesem Abend des Baumschmückens. Am liebsten hätte ich den Wein in den Hinterhof ausgeleert. Habe ich natürlich nicht gemacht. Stattdessen habe ich mich zu Mama an den Tisch gesetzt.

Ich frage sie, wie sie und ihre Eltern früher Weihnachten gefeiert haben. Erst scheint sie sich nicht erinnern zu können, weicht aus, sagt, das sei schon so lange her. Doch dann kommen die Erinnerungen plötzlich doch. Sie erzählt, dass sie den Großteil ihrer Kindheit und Jugend mit ihren Eltern in einer sehr kleinen Wohnung verbracht habe. Ihr Vater habe auch immer einen Weihnachtsbaum organisiert, egal, wie wenig Geld sie hatten. Doch das sei früher anders gewesen. Günstiger, und teilweise habe er ihn

selbst geschlagen. Dann, an Heiligabend, hätte sie nicht ins Zimmer gedurft. „Das ist bei uns auch so gewesen!“, falle ich ihr aufgeregt ins Wort. Ich erzähle, wie ich mich daran erinnere, dass bei uns immer das „Christkind“ gekommen ist und ich dann ebenfalls nicht ins Wohnzimmer durfte. Daran kann sie sich nicht erinnern. Allerdings nicht so, wie sonst, wenn ich sie mit etwas konfrontiere, bei dem sie sich in der Vergangenheit nicht richtig verhalten hat und sie dann so tut, als wäre es nie geschehen. Nein, diesmal ist sie einfach nur belustigt darüber, dass sie so getan hat, als würde es das Christkind wirklich geben.

Plötzlich kippt die Stimmung jedoch. Sie erinnert sich an ihren Vater, der 1969 kurz nach Weihnachten gestorben ist. Ich merke, sie möchte darüber reden. Doch ich kann damit nicht umgehen. Ich kann nicht damit umgehen, dass Mama mich auf eine emotionale Weise braucht. Vielleicht, weil ich sie so oft emotional gebraucht hätte und sie nicht für mich da war? Ich blocke ab. Und bereue es sofort. Denn da ist sie wieder: die Wand, die ich doch eigentlich zu durchbrechen versuche. Die Wand, die ich doch gar nicht dahaben will und die trotzdem immer wieder kommt, sobald ich ein kleines Stück von ihr kaputt mache. Diese verdammte Wand.



Illustration / Carolin Dudakow

OLAF ISLAND?

Heiße Flirts und wahre Liebe:
Wir analysieren die politische Reality –
jede Woche mit Schwerpunktthema und
auf täglichen Sonderseiten zur heißen
Phase des Wahlkampfs.



taz 

ist wählerisch